sgeschenke
muck
Bestecke
uasten
Ruf 3867.
entisch
ee- und
genstände wie:
en — Figuren
amik — Bast
üchel
5-37 · RUF 2378
Ankauf von altem
Gold und Silber
zu höchsten Preisen
J. P. Plücken.
Kanarien vögel
gute Sänger, gibt ab M. Thissen, Frankenstr. 42.
Zünftige Ski-
Ausrüstungen
Niedrigste Preise
Sporthaus Engelhardt
Neuß, H.-Göring-Str.
Photo-App. 9×12, Läuferstangen bill. zu verk. Nordkanal-Allee 46 II.
Prachtvoller Kristalleuchter u. ein Grammophon abzugeben Schorlemerstr. 63.
Runder eichener Herrenzimmertisch zu verkaufen oder gegen größ. Ausziehtisch zu tausch. Wolter, Büttger Str. 17.
s dem Anderen!
schnitt ½ Fl. Mk. 1.35
1/1 Fl. Mk. 2.25
marke ½ Fl. Mk. 1.50
1/1 Fl. Mk. 2.50
nd ½ Fl. Mk. 1.60
1/1 Fl. Mk. 2.75
marke ½ Fl. Mk. 2.00
1/1 Fl. Mk. 3.50
38% ½ Fl. Mk. 1.60
1/1 Fl. Mk. 2.75
½ Fl. Mk. 1.75
1/1 Fl. Mk. 3.00
chiedenen Sorten zu:
/16 Liter Mk. 1.10
3/8 Liter Mk. 1.95
3/4 Liter Mk. 2.95
Korn Ltr. Mk. 2.00
- Drogerie
eil, Friedrichstraße 44
waren
enhaupt
Oberstr. 81
urchbruch

N·G·3 Sonntag

WOCHENEND-AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 51 — Sonntag, 22 Dezember 1935

Ueber Schnee und Aufschneider

Unter Winter stellt man sich Verschiedenerlei vor: durchweg ist er eine grolze Sorge. Das wird niemand bestreiten wollen. Aber davon wissen wir alle, von den Kohlensorgen, Kartoffelsorgen, Kleidersorgen, Krankheitssorgen und von noch allerlei Dingen, die wir nicht zu den Kostbarkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zählen.

Wir lesen mit Stirnrunzeln, was man allerlei zu tun hat, wenn es geschneit hat oder gefroren, wir ahnen die gebrochenen Beine, deren Wiederherstellung wir restlos berappen müssen, wenn wir irgendwas zu tun versäumt haben, gemäfz Paragraph soundsoviel vom soundsovielten Juli achtzehnundertundsoviel, Asche zu streuen, sowohl auf den Bürgersteig als auch zur rechten Zeit auf unser Haupt.

✣

Wir lesen mit einem etwas schmerzhaften Grinsen, dafz es in der vergangenen Nacht geschneit haben soll; wir gewahren sogar am Morgen, da wir endlich aufzustehen beschlossen, noch ansehnliche Reste von Schnee im Garten oder sonstwo, und wir waten dann durch das nasse Schneewasser der Straßen, durch einen regulären „Matsch" zur Arbeit und sind uns alle darüber einig, dafz der Winter bei uns eine ziemliche „Biesterei" ist.

✣

Wir sehen im Stadtgarten, dafz der gute alte, dreckige Weiher nächtlicherweise Versuche gemacht hat, zuzufrieren, und wir lesen in der Zeitung, dafz — immerhin und so — die Aussicht bestehe, dafz wir dieser Tage würden Schlittschuhlaufen können, und dafz wir gut daran täten, die Schlittschuhe einmal nachzusehen, ob wir in solchem Falle auch bereit seien, bis auf den letzten Knopf, uns Hals über Kopf in die Wonnen des Winters zu stürzen. Dann aber kommt über Tag der „Tauwind vom Mittagsmeer", es beginnt mit höllischer Inbrunst zu regnen", und wir sind uns endlich einmal alle einig, wenn jemand sagt, dafz der Winter tatsächlich in unseren Breiten eine „ausgemachte Schweinerei" wäre.

✣

Wir haben einen milden Winter, sagt man, wenn auch einen nassen Winter; wir haben nasse Füße und einen Schnupfen, der ohne Ende ist, wir haben zwar keinen Schnee und kein Eis, aber dafür haben wir ein bereites Herz, uns in den Zeitungen und Zeitschriften schöne Winterbilder aus dem Gebirge anzusehen. Verboten reizende junge Damen in unerhört feschen Kostümen — gestern sahen wir sie noch im Schaufenster — stehen irgendwie drapiert auf diesen Bildern in der Landschaft, einerseits, wir hören gleichsam das „Abendkleid" schon seiden im Koffer knistern, andererseits sehen wir auf den Bildern, wie verwegene Jünglinge über eine Sprungschanze sozusagen in das Bodenlose sausen (unter Brüdern 70 Meter an einem Stück, ohne abzusetzen) oder wie gleichartige Knaben am steilen Hang einen „Christiania" reifzen, dafz einem selbst bei der Betrachtung dieses Bildes die Luft wegbleibt; und schaudernd wenden wir uns auch von diesem anderen Winter ab, da er uns einerseits zu schwierig erscheinen mag, zu kostspielig, zu „exklusiv", und weil wir uns unter Schnee immerhin doch jene nasse, klebrige Masse vorstellen, deren Rest wir abends hier in unseren Breiten in den Schuhen vorzufinden pflegen. Scheufzlich!

✣

Aber alles ist nicht wahr! Alles ist anders! Glaubt es mir! Um das zu beweisen, müssen wir noch zuerst darüber einig sein, dafz man ein wenig Erholung haben darf und mufz, wenn man das ganze Jahr über sehr gearbeitet hat; und wenn wir das einsehen, wenn wir — Pfennig auf Pfennig! — uns das Jahr über einen kleinen „Fonds" zusammengekratzt haben, dann können wir uns über die Tatsache unterhalten, dafz es keine mehr vollkommene Erholung gibt als jene in den winterlichen Bergen und im winterlichen Wald: auch dann, wenn du zunächst noch nicht Skilaufen kannst, auch dann, wenn du keineswegs irgendwelche sportliche Talente hast, auch dann, wenn irgendeine körperliche Behinderung — falls du etwa zu dick sein solltest, bedauerlich, aber doch deine eigene Schuld! — ein donnerndes „unter keinen Umständen!" vor deine phantastischen Gedanken über den Wintersport stellen solltet

✣

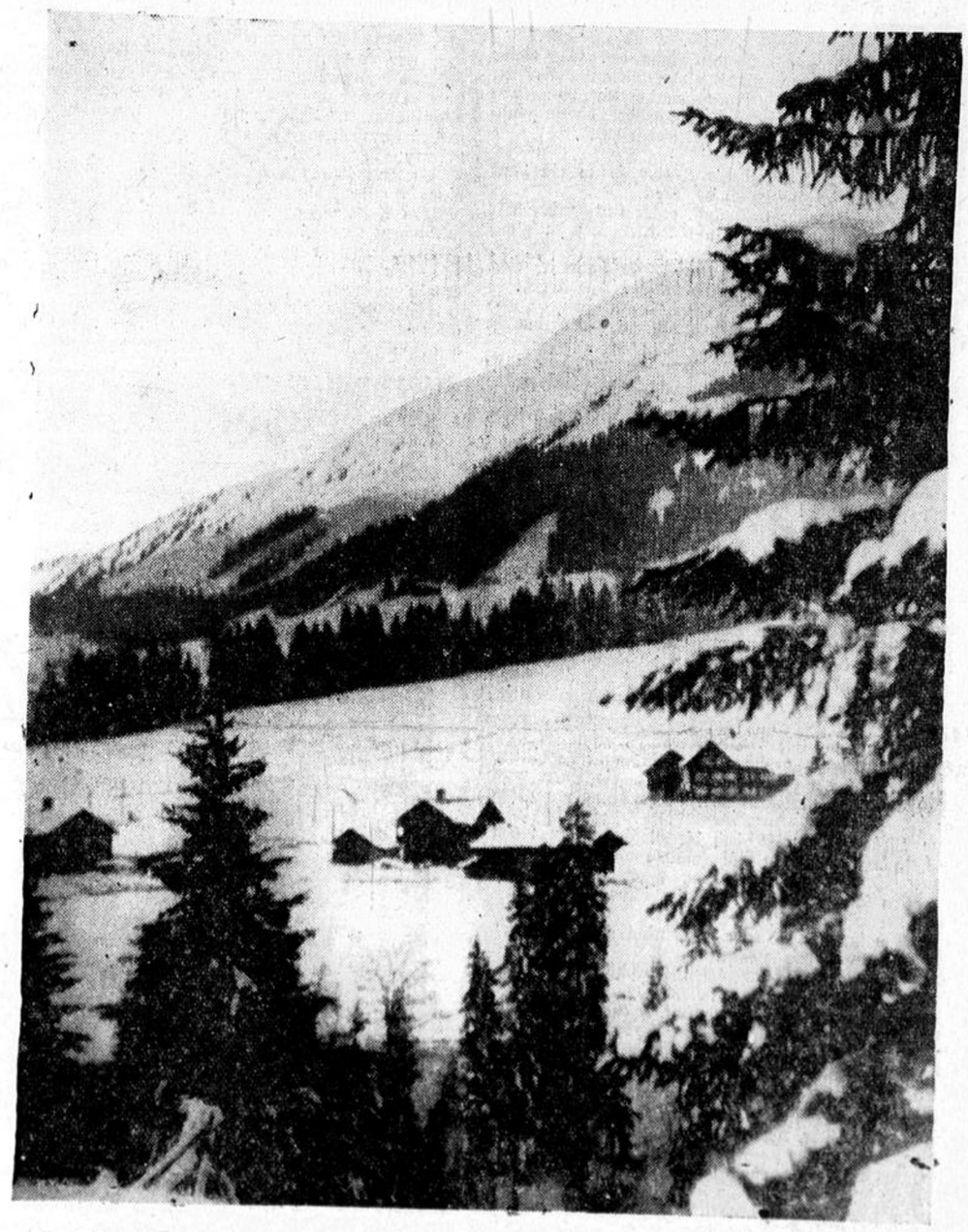
Alle die „Cracks" kohlen nämlich, wenn sie solchen „Wintersport' als den „Durchschnitt" hinstellen; alle deine Bekannten, die von den Schwierigkeiten der Winterreise sprechen, kohlen, weil sie sich irgendwie grofz machen wollen, indem sie sagen: „So ganz einfach ist die Sache ja nicht!'

Glaubet mir, es ist nicht wahr!

Es ist alles sehr einfach und allenfalls ist es grandios schön!

✣

Du brauchst wahrhaftig nicht von der Sprungschanze zu springen, und du brauchst keine Hochtouren zu machen, wie du sie im Film gesehen hast, du brauchst nicht im „Donner der Lawinen" an vereisten Hängen dich anzubinden, du brauchst eigentlich überhaupt nichts anderes, als dich treiben zu lassen von den Dingen rundherum, die so schön und so unsagbar rein und herrlich sind, dafz man es garnicht beschreiben kann. Man braucht nicht einmal Ski zu laufen, was man übrigens überraschend schnell und einfach lernt, man braucht weder besonders fein maskiert zu sein im Schnee, man braucht alle die Dinge, die wir so sehen auf den Wintersportbildern, garnicht zu haben, man braucht vielmehr nur ein offenes Herz und einen Mund, mit dem man zuweilen, aber oft genug seufzen oder jubeln kann — je nach Temperament! — „Mein Gott, wie schön, wie wunderwunderschön!"



Bei Hirschegg Im kleinen Walsertal

Foto: Fritz Haeffs

✣

Und weil das so schön ist, weil die nasse, ferne Ebene von dir abgefallen ist, weil alles lautlos gleitet und nur das Geläute der Schlitten dann und wann laut wird, weil du in jenen verschneiten Wald einsam eindringen möchtest, deswegen wirst du eines Tages dir doch einmal die Schneeschuhe leihen und dann wirst du auf einmal merken, dafz das ja garnicht so schwer ist, und dafz man wie in ein Daunenbett fällt, wenn man einmal fallen mufz; und man mufz es anfangs oft. Und wenn du dann ein wenig laufen kannst, dann gleitest du eines Tages in eine Welt hinein, die unsagbar schön und heilig ist, rein und lautlos, dann gleitest du eines Morgens, wenn eine Sonne scheint, die du ganz sicher noch nie gesehen hast, so warm, so schön, so herrlich, an einem sanften Hang entlang durch trockenen, gefrorenen Schnee. Deine Spur ist noch nicht „sauber' — wie man so sagt — aber das ist dir vollends gleichgültig, denn du hast nun das Tor eingedrückt, hinter dem sich eine ganz neue, weifze Welt dehnt; ermunternd winken die Berge und der Wald dir zu, die Sonne freut sich scheufzlich, dafz sie wieder ein Menschenkind mehr bescheinen kann hier draufzen, und du beschliefzest dankbaren Herzens, schon am Tage der Heimkehr den ersten Pfennig wieder fortzulegen für das nächste Jahr — so Gott will! — wollen wir dabei sagen.

✣

Winter in den Bergen! Das ist ein lockendes, lohnendes Ziel! Gewifz, es ist ein bifzchen weit, und wir haben alle Ursache, zornig zu sein, dafz wir nicht näher bei diesen Herrlichkeiten geboren sind oder wenigstens doch leben können. Aber die Berge und der winterliche Wald haben anderseits die Eigenart, dafz man von ihnen nicht leben kann, wenn wir alle dort wohnten. Wir müfzten dann doch ausziehen: nach Neufz, nach Köln, nach Düsseldorf, nach Grevenbroich oder Jückerath, dorthin, wo es eben Arbeit und Verdienst gäbe. Und so kann man sich also ganz gut einbilden, dafz man aus solchem Grunde aus den Bergen entflohen wäre, um Arbeit zu haben, Arbeit und Brot; nur zuweilen müffen wir dann in die Berge heimkehren, in die winterlichen Berge, die so wunderwunderschön sind, dafz du heute noch anfangen solltest, ein paar Pfennige zurückzulegen, schon für das nächste Mal.

Höre diesen Rat und lasse dich nicht beschwätzen von denen, die die winterlichen Berge und den winterlichen Wald für einen einzigen grofzen Zirkus halten. Es ist nicht wahr

Hier ist heilige und weifze Stille! Hier wirst du das gröfzte und am meisten nachhaltige Naturereignis deines kurzen Erdenlebens haben, und immer wird dir dieser Wald freundlich und ermunternd zuwinken, wenn du längst wieder in die Ebene heimgekehrt bist, in deine Ebene, in der du lebst!

E. H.

„Anker auf!"

Abenteuer in aller Welt

Lebensbilder eines Lloyd-Kapitäns

Der Lloydkapitän Nauer gehört zu den deutschen Seefahrern, die eines der bewegtesten Leben hinter sich haben. Zuerst Schiffsjunge auf Segelschiffen, hat er dann alle Meere befahren; hervorragenden Anteil nahm er an der Erschließung der deutschen Südsee-Kolonien. Er hat sich in der Südsee auch eine Pflanzung erworben, nach dem Kriege war er zuerst Bergbauer im Allgäu. Heute führt er den Lloyd-Dampfer „Sierra Nevada". Folgende Abschnitte sind seinem Lebensbuch „Anker auf! Wie der Allgäuer Bauernsproß Karl Nauer Seefahrer, Südseepionier und Lloydskapitän wurde" entnommen, daß im Drei Quellen-Verlag Königsbrück (Bez. Dresden) erschienen ist.

Wie ich zu meiner Kokospflanzung Londip kam

Ich kam wieder einmal in Rabaul an, und ein guter Freund stürzte mir entgegen:

„Du, Nauer, ich habe etwas für dich. Londip ist alle."

Das war allerdings etwas. Londip kannte ich. Eine kleine Farm, sehr leicht von einem nördlich von Rabaul gelegenen Hafen zu Pferde zu erreichen. Etwa hundert Hektar, von denen aber nur zwanzig in Kultur standen. Sie gehörte einem samoanischen Ehepaar, das sich zugrunde getrunken hatte.

Donnerlüchting, sah das aus!

Ein verwahrlostes Haus, schlechte Kultur, kaum ein paar Arbeiter, die Besitzer feucht-fröhlich im Dreck.

Schadete nichts, schneller Entschluß, guter Entschluß. Wir wurden über den Kaufpreis einig, und Karl Nauer stand auf seiner eigenen „Plantage".

Zehntausend Mark war ich los, und dafür hatte ich eine Farm. Ich guckte mich mit ganz merkwürdigen Augen um.

Es war doch ein ganz eigenes Gefühl, so auf einem Grund und Boden zu stehen und das Bewußtsein zu haben, das ist mein Grund und Boden.

Ich hatte mir gleich einen tüchtigen jungen Mann mitgebracht, den ich als meinen Vertreter — in Deutschland würde man Inspektor sagen — einsetzen wollte.

Den fragte ich also:

„Was nun? Das Haus ist miserabel und muß sofort erneuert werden. Die Stallungen sind glücklich fast zusammengestürzt. In der Plantage wimmelt es von Unkraut, und zwanzig Hektar Kultur sind für die Katze! Zuerst müssen wir Arbeiter haben."

„Vier Kilometer entfernt ist ein Sulkadorf."

„Spitzköpfe natürlich und Menschenfresser. Hilft nichts, her mit den Sulka."

Wir ritten in das Dorf, wo uns der gewohnte Trommelwirbel begrüßte.

„Habe die Ehre, Herr Häuptling!"

Das heißt, so habe ich nicht gesagt, sondern „Moki", das heißt „mein Vater" und ist die gebräuchliche Anrede, und da ich ein höflicher Mann bin, grüßte ich auch die alte Hexe von Häuptlingsfrau mit einem freundlichen „Gati"!, zu deutsch: „Meine Mutter!"

Nun konnte ich leider nicht auf das sulkaische Arbeitsamt gehen und um soundso viele Arbeitslose bitten, zumal der Südseemann es fest mit dem Sprichwort hält: „Wer die Arbeit kennt und sich nicht drückt, der ist verrückt", sondern die Sache wurde zum Gegenstand einer diplomatischen Verhandlung und geschah etwa so:

„Meine Lieben, ihr wißt, daß die Regierung in Rabaul befohlen hat, daß jeder von euch soundso viel Kopfsteuer zu zahlen hat."

Jetzt folgten lange Gesichter, und sie hielten mich vielleicht für einen Steuereinnehmer.

„Ich aber weiß, daß ihr euer Geld nicht gern hergebt."

Der A-Gala nickte sehr lebhaft.

„Deswegen mache ich euch einen Vorschlag. Von euch arbeiten immer zwanzig Männer in Londip, und dafür zahle ich für euch die Kopfsteuer. Jetzt aber kommt ihr zunächst alle Mann hinüber und rodet mir in den nächsten Wochen siebzig Hektar Wald. Dafür werdet ihr fein bewirtet, und alle Abend ist Tanzvergnügen. Außerdem gibt es noch Geld."

Ganz so schnell ging die Geschichte nicht, wie ich hier schildere. Da hatte der A-Gala tausend Bedenken, da mußte der Luluai, der Herr Kriegsminister, gefragt werden, ob nicht gerade ein kleiner Krieg im Kalender stünde, und der Oberzauberer mußte allerhand Hokuspokus treiben und den Rat der Götter einholen.

Das kostete allerhand Geduld und noch mehr Geschenke für die betreffenden „unbestechlichen" Herren. Aber ein wenig Energie und Geschicklichkeit halfen über die Schwierigkeit hinweg, und am nächsten Morgen nach der ersten Nacht, in der ich mich von meinem eigenen Ungeziefer hatte zerbeißen lassen, rückte glücklich die ganze spitzköpfige Horde mit Sack und Pack, mit Weibern und Kindern an.

Unter Lärm und Lachen, unter Singen und Schreien, als sei das Ganze ein großes Volksfest, tobte sie ihre überschüssige, urwüchsige Kraft aus, daß es überall nur so krachte. Die mächtigen Bäume stürzten und die großen rissen bei ihrem Fall die kleineren mit sich.

Ich war jetzt so eine Art Doppelwesen geworden. Ein Kapitän, der mit Leib und Seele seine Pflicht tat, und gleichzeitig ein Pflanzer, der sich in den Mußestunden den Kopf zerbrach, wie er alles recht gut machen konnte.

Als ich dann nach etwa vier Wochen wieder Liegezeit in Rabaul hatte, verschwand der Kapitän so schnell als möglich, und der „Wilde Mann" tauchte wieder in Londip auf.

Die „Sigmaringen" entwischt im August 1914

Es war Anfang August 1914, und ich war mit einer großen Ladung Dynamit nach Ostasien unterwegs. Nichts Böses ahnend, war ich in den Hafen der englischen Mittelmeerinsel Malta eingelaufen, um Kohlen zu nehmen. Der Lotse kam an Bord und brachte uns zunächst an den Untersuchungsplatz.

Es fiel mir auf, daß in Malta allerhand ernste Vorbereitungen getroffen wurden, aber ich glaubte, daß es Rüstungen gegen Rußland seien. Auf dem Schiff war keine drahtlose Telegraphie aber das Verbrechen in Serajewo ließ mich allerhand Befürchtungen hegen, allerdings ohne an irgendeine Möglichkeit eines Konfliktes mit England zu glauben. Wir wurden anstandslos im Kohlenhafen zugelassen und begannen mit möglichster Beschleunigung die Uebernahme.

Als ich dann an Land ging, um den deutschen Konsul aufzusuchen, merkte ich, daß überall eine fieberhafte Erregung herrschte. Auf den englischen Kriegsschiffen schienen mir die Mannschaften begeistert zu sein. Es wurde mit Hochdruck gekohlt und es wurden Kisten an Bord geschleppt. Mir war sofort klar: Es ging los! Aber gegen wen?

Ich eilte in das Konsulat, fand aber dort nur den Sekretär.

„Um Gottes willen, was geht hier vor?"

Der Mann zuckte die Achseln.

„Wissen Sie nicht, daß Rußland und Frankreich Deutschland den Krieg erklärt haben?"

„Haben Sie irgendwelche Anweisungen für mich?"

„Keine, es müßte denn sein, daß solche im Geheimfach des Tresors liegen."

Die Gleichgültigkeit des Mannes empörte mich.

„Dann öffnen Sie doch das Geheimfach."

„Ich habe keinen Schlüssel dazu."

„Wo ist der Konsul?"

„Zu einer Vergnügungsfahrt nach Pompeji gefahren, ich weiß selbst nicht, wann er zurückkehrt."

„Dann lassen Sie das Geheimfach aufsprengen."

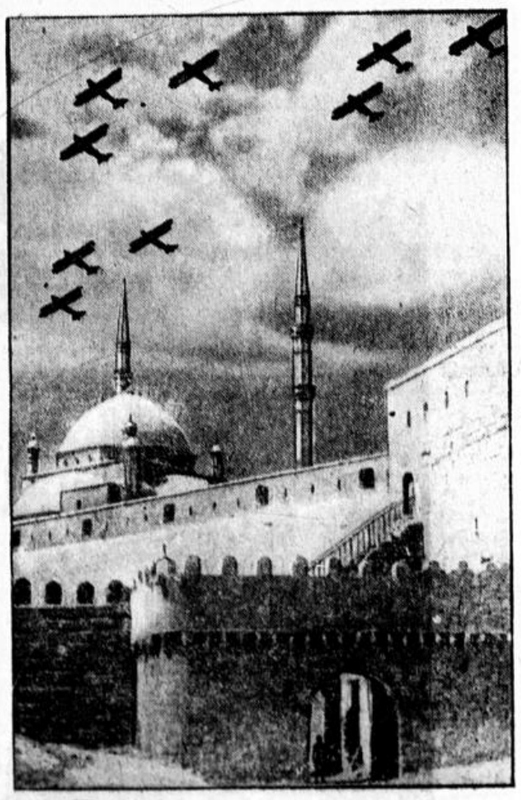
„Das darf ich unter keinen Umständen."

„Herr, es handelt sich um ein deutsches Schiff."

„Ich bedauere wirklich und kann Ihnen weder einen Befehl, noch auch nur einen Rat geben. Tun Sie, was Sie selbst für das Richtige halten." Wütend ging ich hinaus und überlegte. Draußen in den Straßen lag die Gewitterschwüle, die wichtigen Dingen voranzugehen pflegt.

Im Kriegshafen sah ich sehr viele englische Offiziere, darunter einen Admiral, die mit sehr ernsten Mienen von ihren Angehörigen Abschied nahmen. Soldaten wurden auf den Kriegsfahrzeugen eingeschifft. Die Zurückbleibenden hatten gedrückte Mienen. Es war ganz klar, daß England im Begriff stand, in den eben erwachten Krieg einzugreifen, wenn ich auch nicht ergründen konnte, auf welche Seite es treten würde.

Im Kohlenhafen war inzwischen die Arbeit mit Aufbietung aller Kräfte gefördert. Ich hatte selbstverständlich noch lange nicht das notwendige Quantum für meine Ostasienreise an Bord,



Weltbild (M).

Ueber Kairos Gebetstürmen

Englische Bombengeschwader über der Zitadelle der ägyptischen Hauptstadt. Im Hintergrund eine Moschee mit ihren Minaretts.

aber ich ließ abrechnen und teilte dem Hafenkommandanten mit, daß ich auszufahren beabsichtigte.

Eigentlich wunderte es mich, daß man es mir überhaupt erlaubte, und ich beeilte mich so sehr als möglich.

Plötzlich kam eine Kriegsschiffpinasse längsseits, und ein junges Leutnantchen schrie durch das Megaphon:

„Wohin fahren Sie?"

„Nach Port Said und von da aus nach Hongkong."

„All rigth! Glückliche Fahrt!"

Die Regierungspinasse drehte im kühnen Bogen ab, und ich nahm Kurs auf Port Said.

Um 5 Uhr etwa hatten wir den Hafen verlassen, zwei Stunden später sah ich hinter mir Raketen aufsteigen. Die Kriegserklärung Englands an Deutschland war erfolgt.

Es war ein sehr trüber Abend und es wurde früh dunkel. Sobald das Wetter ganz unsichtig geworden ließ ich alle Lichter abblenden, änderte den Kurs und hielt auf die italienische Küste zu.

Es war eine furchtbare Nacht. Da stand ich mit den Offizieren auf der Brücke, und wir hatten verbissene, finstere Gesichter. Vom Top wurde scharf Ausguck gehalten. Wir fuhren mit aller Kraft unserer Maschine und ohne mit den Kohlen zu sparen. Jeden Augenblick konnte es geschehen, daß irgendwo dicht vor uns ein Kriegsschiff auftauchte. Das Mittelmeer wimmelte von englischen Kriegsschiffen, und Scheinwerfer leuchteten an allen Ecken und Enden.

Gegen Morgen atmete ich auf. Wir hatten als die Sonne aufging, die italienische Hoheitszone erreicht und lagen vor Catania auf Sizilien. Solange Italien neutral blieb, und daran konnte wir doch angesichts des immer so betonten Dreibundes nicht zweifeln, war die „Siegmaringen" wenigstens vor englischen Zugriffen gesichert.

Wieder kam ein Regierungsdampfer längsseits und bestätigte, daß zwei Stunden, nachdem ich den Hafen von Malta verlassen die Kriegserklärung Englands an Deutschland erfolgt war.

Ich besprach alles Notwendige mit dem Vertreter der Hafenbehörde.

„Was haben Sie an Bord?"

„Neben vielen anderen schönen Sachen einige Tonnen Dynamit."

„Damit können Sie natürlich nicht in den Hafen. Sie sprengen uns ja unter Umständen die ganze Stadt in die Luft."

Das mußte ich einsehen, aber es war ein trauriges Geschäft, das jetzt verrichtet werden mußte.

Ich, der Kapitän, mußte meine eigene, wertvolle Ladung über Bord werfen lassen. Es konnte nichts anderes geschehen, also gingen wir sofort an die Arbeit.

Kiste nach Kiste versank in den Fluten des Meeres. Wir machten uns Vorwürfe über den Verlust, den unsere Reederei erlitt, und es war doch nur ein ganz winziges Atömchen im Vergleich zu den Milliardenwerten, die noch in den Wellen versinken sollten.

Die Fahrgäste der „Sumatra"

Welch ein Gemisch von Fahrgästen! Das obere Deck der „Sumatra" war recht geräumig und ganz von einem Holzdach überdeckt. In Liegestühlen ruhten einige Europäer, dazwischen ein paar Halbblutfrauen: Samoanerinnen, Chinesinnen, Malayinnen und Japanerinnen, Pflanzerfamilien mit Frau und Kindern, junge Europäer, die zum ersten Male hinauskamen. Viele hielten es für dringend notwendig, die Whisky- und Sodagläser nicht einen Augenblick ungeleert zu lassen. Die meisten aber saßen mit ernsten Gesichtern bei wichtigen Gesprächen zusammen. Auf dem Vordeck aber hockten, ihre Pfeifen rauchend, fast nackte Eingeborene, die auf irgendeine Siedlung als Arbeiter verschickt wurden.

Natürlich waren die Kabinen klein und die Betten sehr schmal. Da zogen es die „Befahrenen" vor, die heißen Nächte in mitgebrachten Schlafgestellen an Deck zu verbringen. Phantastisch oft diese Nächte, wenn die große Lampe — wir hatten nur Petroleum — gelöscht war und nur eine Laterne von einem Balken herniederhing. Da lagen denn die in Schweiß gebadeten Menschen überall umher, auf den Gängen und Treppen, wo nur ein kleiner Luftzug war, und vom Vordeck herauf klang eine sehnsüchtige Melodie, von Wilden auf Maultrommeln hervorgebracht, und von Heimweh nach den Dörfern und ihren Weibern erfüllt.

Schwer war es oft, in solcher Nacht über Deck zu gehen, ohne die Schläfer zu treten!

Dann wieder sangen die Wilden mit leiser und nicht unmelodischer Stimme ihre einfachen Lieder, und über uns wölbte sich der blaue Himmel mit seinen unzähligen Sternen.

Schlimm aber, wenn der Wind sich aufmachte, die See unser kleines Schiffchen, das nicht selten bis zur höchsten Tragfähigkeit beladen war, schaukelte und über alle diese Menschen die Seekrankheit hereinbrach. Es kann niemand behaupten, daß es dann sehr appetitlich auf der „Sumatra" aussah.

Nicht immer waren die Passagiere restlos angenehme Menschen. Es war selbstverständlich, daß ich nicht nur mit den weißen Pflanzern zu tun hatte, sondern auch die Aufgabe hatte, die von den Eingeborenen am Ufer aufgestapelten Kopravorräte abzunehmen und zu verladen. Da kam es bisweilen vor, daß ein Häuptling selbst auf den Dampfer kam und ein Stück mitfuhr, oder daß ich ihn wenigstens als „geehrten Geschäftsfreund" an Bord bewirten mußte.

Da war einmal ein recht wenig vertrauenerweckend ausschauender Häuptling von den Manoinseln, der mich als seinen besonders geschätzten Gastfreund betrachtete und mir eines schönen Tages als Zeichen seiner Liebe, fein in Bananenblätter eingewickelt, eine Portion Menschenfleisch überreichte. Eine recht peinliche Lage, weil ich wußte, daß die Zurückweisung eines Gastgeschenkes einer tödlichen Beleidigung gleich erachtet wird und ich schon erfahren hatte, wie rasch Freundschaft bei diesen Männern in Haß und Feindschaft umschlägt. Ich konnte das grauenhafte Geschenk nicht einmal annehmen und still verschwinden lassen. Dann wäre der Mann doch des Glaubens gewesen, daß ich es angenommen hatte. Es kostete große Diplomatie, dem braven Kannibalen beizubringen, daß ich seine Gabe nicht annehmen dürfe und ihn durch um so größere Geschenke meinerseits zu versöhnen.

Ich bin oft gefragt worden, ob ich während meines Aufenthaltes in der Südsee einmal Menschenfleisch gekostet hätte. Ja, wenn man nicht sehr genau aufpaßte, konnte einem das schon passieren, ohne daß man es selbst wußte.

Ein anderes Mal kam ein Eingeborener an Deck, der sich in seinem Kanu allzuweit in das Meer hinaus verirrt hatte und gezwungen war, an einer weit entfernten Küste an Land zu gehen. Maßlos schmutzig setzte sich der nackte Kerl ausgerechnet auf das eben frisch gemalte Oberlicht. Wütend tauchte unser Maschinist aus seiner „Unterwelt" auf, riß den Kerl fort und versetzte ihm, was natürlich sehr wenig diplomatisch war, eine schallende Ohrfeige. Zuerst ließ der Wilde sich nichts merken, als aber der Maschinist wieder unter Deck verschwunden war, sah ich zu meinem Entsetzen, wie der Kanake mit wutverzerrtem Gesicht einen Speer ergriff, und ich kam eben noch zurecht, um ihm diesen von rückwärts zu entreißen, ehe er ihn durch die Luke hinabschleudern und den Maschinisten von oben durchbohren konnte.

Die Anekdote:

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich ...

nicht nur Damon, den Dolch im Gewande. Der Tyrann von Syrakus wurde fortwährend durch Verschwörungen beunruhigt, die sich gegen sein Leben richteten. Eines Tages meldete sich ein Mann in der öffentlichen Audienz, die der Herrscher jede Woche abhielt, und behauptete ein untrügliches Mittel zu können, um alle Verschwörungen schon im Keim zu entdecken. Er erklärte sich bereit, dem Tyrannen dieses Mittel gegen Zahlung einer hohen Summe zu verkaufen.

Dionys bewilligte die Summe, schloß sich mit dem Unbekannten in einem entlegenen Raum des Palastes ein, damit niemand Zeuge der Unterhaltung würde, und der Unbekannte begann:

„Erhabener Herr", sagte er, „ich muß Euch gestehen, daß ich das Geheimnis, das ich Euch versprochen habe, nicht besitze. Aber wenn Ihr jetzt Eure Untertanen wissen laßt, daß ich Euch dieses Geheimnis in der Tat enthüllt habe und daß es untrüglich ist, so wird niemand mehr wagen, eine Verschwörung gegen Euch anzuzetteln."

Dionys fand das Mittel genial, machte Gebrauch davon und blieb für alle Zukunft unbehelligt.

✦

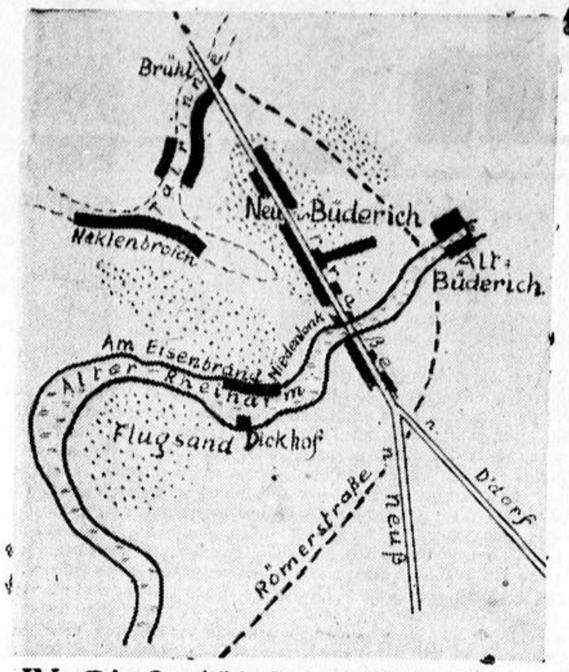
Irma: „Er sagte mir, er wolle sich eine Kugel in den Kopf jagen, wenn ich ihn abweisen würde."

Magda: „Na, und was hast du getan?"

Irma: „Ich habe ihm das Leben gerettet."

Wir unsere Heimat suchen

Streiffahrten durch Vergangenheit und Gegenwart



IV. Die Landschaft von Büderich

Nachdem uns die bisherigen Fahrten durch unsere heimatliche Landschaft hauptsächlich auf die hochgelegenen fruchtbaren Ackerflächen führten, wollen wir unseren Motor heute einmal über Wege einer tiefer gelegenen Landschaftsstufe brummen lassen, durch einen Teil der sogenannten Niederterrasse, also östlich der öfter zitierten „Bruchkante", wie wir sie als altes Rheinufer zuletzt in Kaarst-Broicherseite kennen lernten. Wir bleiben gleich in diesem Gebiet östlich von Broicherseite, wo sich weithin Büderich mit seinen „Vororten erstreckt, mit seinem Bruchland und Wiesen, mit seinem Acker- und Gemüseland. Auf unserer Skizze sehen wir, wie sich mitten durch dieses Gebiet ein alter Rheinarm deutlich erkennbar hinzieht, und diesen Rheinarm hat sich der Büdericher „Nationalfluß", der Stinkesbach, zu seinem Weg gewählt. Auch an anderen Stellen erkennt man noch solche Niederungsgebiete mit Pappeln und grünen Wiesen, so die Talrinne nördlich mit

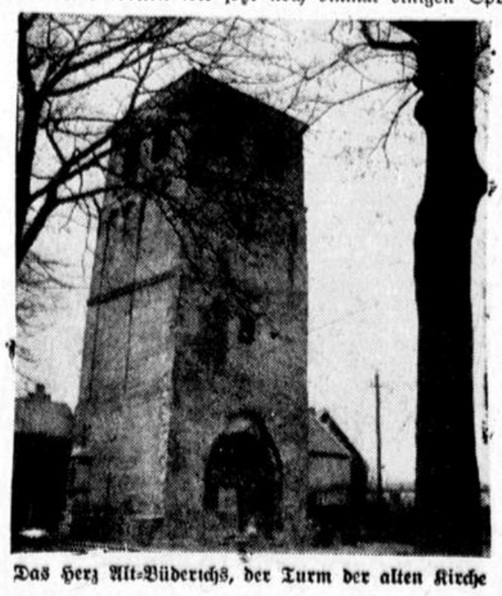


Gleichlaufend mit dieser Straße von der Gladbacher Straße nach Büderich führt die alte Römerstraße

den daran gelagerten Ortsteilen Necklenbroich und Brühl. Aus diesen alten Rheinarmen hat auch hier, wie wir früher schon öfter sahen, der Westwind Sand an den Ufern abgelagert und teilweise eine Art Dünen gebildet. Einen solchen Sandwall stellt das ganze Gebiet zwischen Alt-Büderich und Haus Meer dar. Die Siedlungen aus den letzten Jahrhunderten haben fast das ganze Gebiet landwirtschaftlich ausgenutzt, jedoch findet man hin und wieder noch in den Schlingen der alten Flußläufe Nadelholzwaldungen, die nur auf diesem Sandboden gedeihen.

*

Dies über die Landschaft im großen Ueberblick. Mit unserem treuen DKW wollen wir jetzt noch einmal einigen Spuren



Das Herz Alt-Büderichs, der Turm der alten Kirche

nachfahren, die Natur und Menschenhand in dieses Gebiet eingezeichnet hat. Von der Gladbacherstraße aus führt ein Weg vom Bommerhof auf Büderich zu, und dieser Weg, der besser für hochrädrige Ackerkarren als für Autos geeignet ist, führt in einem Abstand von etwa 50 Metern parallel mit der ältesten Straße, die unsere Heimat durchzog. Es ist nicht mehr und nicht weniger als ein Teil der berühmten Verbindung, auf der zur Zeit Christi die Römer ihre Legionen von Rom aus zur Nordsee führten, die Verbindung von Noveasium mit Gelduba (Gellep). Geht man von dem befahrenen Weg etwas feldeinwärts, dann erkennt man deutlich abgezeichnet auf der Höhe des Geländes einen mit viel Kies durchsetzten Streifen, es ist die Oberfläche der 1,50 Meter dicken Kiesunterlage des alten Straßenkörpers, die heute zum Teil abgefahren und verwendet wird. Die Römer, die vor 2000 Jahren unser Land besetzten, hatten nicht die Zeit, sich in die Eigenart der Landschaft zu vertiefen, alles drängte nach Eile, und so bauten sie ihre Straßen ohne Rücksicht auf landschaftliche Eigenheiten mitten in das Gelände hinein, lediglich den strategischen Zweck im Auge haltend. Wenn das auf der Karte im Verhältnis zum Ganzen winzige Stück der großen Straße eine Krümmung zeigt, so ist das eine Ausnahme und zwar deshalb, weil man die am jetzigen Alt-Büderich bestehende heidnische Kultstätte mit erfassen wollte. Im Gegensatz zu den Römern setzten sich unsere Vorfahren im fränkisch-deutschen Mittelalter langsam in die Landschaft hinein, verwuchsen mit der Scholle und bauten die Landschaft so aus, wie der Boden es ihnen vorschrieb. So finden wir denn die ältesten Teile Büderichs an den Niederungsgebieten und Bodenmulden.



Winterarbeit im Spargelfeld

Dyckhof und Kloster Haus Meer hatten an solchen Stellen Gelegenheit, ihre Wehranlagen mit Wall und Wassergraben zu errichten. Auch die ältesten Höfe sowie Alt-Büderich sind an solchen Stellen anzutreffen, wo Weidewirtschaft unmittelbar in der Nähe möglich war.

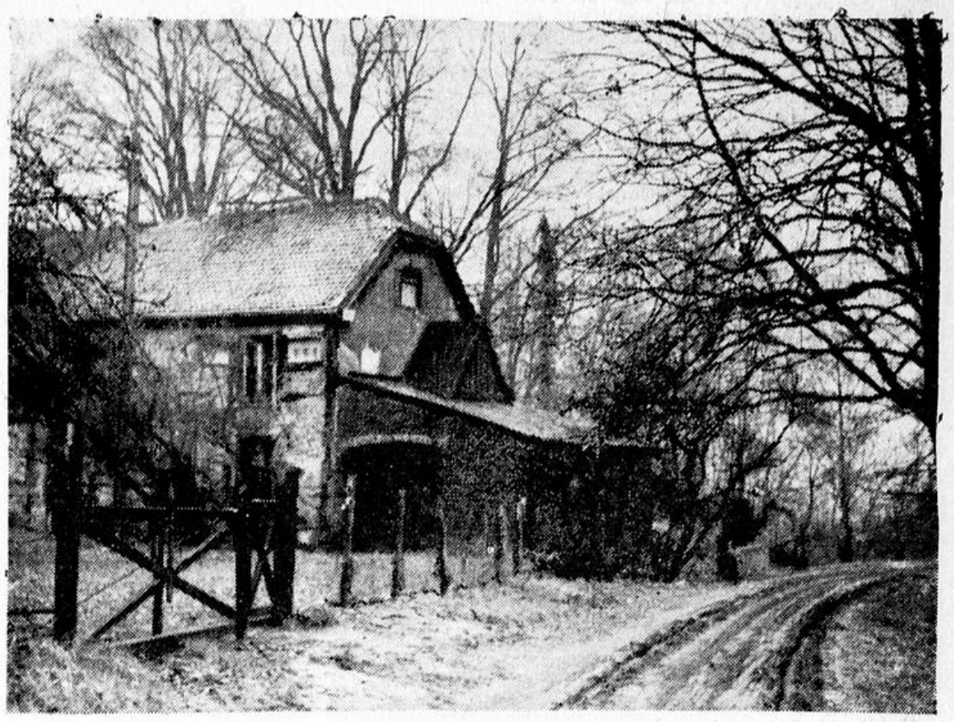
Wir sind nun auf der Hauptstraße von Büderich, der Adolf-Hitler-Straße, die Ausdruck für eine neuzeitliche Entwicklung ist. Die mittelalterliche Straße mußte durch eine möglichst gerade Verbindung mit den nahe gelegenen großen Städten Neuß und Düsseldorf abgelöst werden, so daß durch das Siedlungsgebiet von Büderich diese Straße eine andere Richtung einschlug und jene neuartige Besiedlungsform hervorrief, die der eben genannten an den Rillen vollständig zuwiderläuft. So wird der jetzige Hauptortsteil nicht mehr durch die Weidewirtschaft gekennzeichnet, sondern durch eine bürgerliche Entwicklung, während Niederdonk, Necklenbroich und Brühl die alte Besiedlungsform noch gut erkennen lassen.

*

Am Ende dieser neuen Straße biegen wir rechts ab und kommen zum alten Kloster Haus Meer, das an einem breiten alten Rheinlauf liegt. Auf dem Moorboden dieses Flußlaufs dehnt sich jetzt ein weites Weideland und viele Wagen voll Heu schwanken im Sommer von diesem Gebiet her zu den Scheunen der Bauern. Der Wasserlauf, der einst die alte Klostermühle zu lustigem Geklapper antrieb ist vertrocknet, das Mühlrad ist zerfallen und der geschützte Platz ist ein Eldorado für die Vogelwelt geworden. Eine Menge bunter Meisen turnen unter den Erlenbüschen herum und zeigen richtige Kletterkunststücke, da sie ihre Lieblingsnahrung, den Erlensamen suchen.

*

Wir wenden und gelangen im Bogen am Friedhof vorbei in jenes Gebiet, das die Grundlage für den hervorragenden Ruf der Büdericher Gemüsebauern ist, in die Spargelfelder. Hier erkennen wir so recht, wie der Mensch mit dem Boden kämpfen muß, um ihn sich untertan zu machen. Das was der Lößboden, wie man ihn an der Gillbach findet, willig hergibt, das muß dem Boden hier abgerungen werden. Hätte hier die Natur ohne Hemmung durch den Menschen wirken können, so wäre das ganze Gebiet nichts weiter als unfruchtbares Heideland, so aber wurde es „gezähmt", mit unendlichem Fleiß sind diese Spargelfelder angelegt worden und bieten nun Jahr



Die alte Klostermühle von Haus Meer

um Jahr eine Fülle dieser Königin unter den Gemüsen. Wenn uns, wie jetzt im Dezember, am allerwenigsten der Gedanke an frischen Spargel kommt, dann ist man hier dabei mit dem Spaten den Boden zu lockern, damit wir im Mai und Juni keinen Grund haben uns über die Qualität zu beklagen.

*

Ueber Niederdonk kommen wir dahin, wo der Flurname „Am Eisenbrand" heißt. Vorbei an einigen einsamen Pappeln und angepflanzten Mispelsträuchern fließt hier der „Stinkesbach" Woher hat dieser Bach seinen Namen? Der alte Engelbert Pierling, den wir hier trafen meinte, er heiße so, weil der Bach an oberhalb gelegenen Stellen stinkt. Eine ästhetischere Erklärung ist die Zurückführung des Namens auf „Stenkes", gleich „Steinchen", und tatsächlich ist der Boden dieses Wasserlaufes auch mit Steinchen bedeckt. Wir wollen die Entscheidung darüber, was richtig ist, den Forschern überlassen. Vorläufig sind sich die Gelehrten wieder einmal nicht einig. Nun die Erklärung des Namens „Am Eisenbrand". Das Flachmoor des alten Rheinlaufes hat an dieser Stelle bei Niederdonk außerordentlich viel Raseneisenerz gebildet. Vor etwa 60 bis 70 Jahren wurde dieses hier in großen Mengen abgebaut und in Heerdt verhüttet. Der Abbau reizte deswegen, weil er keinerlei Schwierigkeiten machte, da das Raseneisenerz obenaufliegt. In jeder Spatenschicht findet man diese rostartigen Bestandteile in Gestalt von festen Klumpen, und selbst das Wasser des Stinkesbachs hat rostbraune Färbung. Daß diese Art der Eisengewinnung am Niederrhein einmal von großer Bedeutung war, geht aus der Tatsache hervor, daß auch im Niersbruch weite Flächen durch Ausgraben dieses Raseneisenerzes durchwühlt worden sind.

*

Wir haben auf unserer Fahrt wieder einen kleinen Ausschnitt unserer heimischen Landschaft kennen gelernt und haben auch erkannt, wie der Mensch das was er von der Natur gegeben vorfand sich nutzbar zu machen verstand und wie dieses Schaffen der Generationen die Jahrtausende hindurch schließlich nichts anderes ist als die Ausführung des Befehls des Schöpfers: „Machet euch die Erde untertan!"



Der Stinkesbach „am Eisenbrand"

Text und Fotos W. Pfeifer

Das Buch

Florian Kienzl „Bolivar Ruhm und Freiheit Südamerikas"

Alfred Metzner Verlag, Berlin

Mit tief eindringender Kenntnis wird uns hier eine Befreiungstat geschildert, die wir Europäer ja als geschichtliche Tatsache kennen, von deren Einzelheiten und unendlichen Mühseligkeiten, bedingt durch die besonderen Verhältnisse dort unten, wir aber im allgemeinen wohl keine Ahnung haben. Es ist die Simon Bolivars, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts Südamerika aus spanischer Herrschaft löste und dafür, abgesehen davon, daß der Staat Bolivien nach ihm benannt wurde, den Ehrentitel „Der Libentador" erhielt.

Mit liebevoller Eingänglichkeit, die sich auf sorgfältiges Quellenstudium stützt, schildert uns der Verfasser das bunte Durcheinander dieser Befreiungskämpfe, die gegen die zahllosen Widerstände, die Natur, Intrige, menschliche Eitelkeit und Schwäche, nicht zum mindesten auch die eigentlichen feindlichen Machthaber boten, nur ein Feuergeist durchführen konnte, der wie Simon Bolivar von diesem Befreiungswillen für sein Vaterland geradezu besessen war. Die Darstellung wird den verschiedenen Seiten dieser gewaltigen Leistung in jeder Beziehung gerecht, indem sie einerseits durchaus sachlich über die verwirrende Folge der Einzelereignisse berichtet, sich andererseits aber auch nicht die Möglichkeiten romanhaft spannender Erzählung entgehen läßt, für die diese im Temperamente des Südländers sich entwickelnde Revolution Gelegenheit genug bietet. Zwei Landkarten und eine Anzahl Abbildungen des „Libentadors" vervollständigen die Ausführungen in willkommener Weise.

Der Großtyrann und das Gericht

Von Werner Bergengruen (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg)

Mit seinem neuen Buch „Der Großtyrann und das Gericht" bringt sich Walter Bergengruen nach längerer Pause wieder in Erinnerung, und es scheint, als sei ihm in diesem seinem neuen Werk etwas Besonderes gelungen; in keinem seiner bisherigen Bücher sahen wir den Dichter auf gleichem Höhepunkte. Der außerordentlich spannende Stoff, den er sich mit diesem Großtyrannen aus der italienischen Renaissance-Zeit verschrieben hat, gibt ihm neue und große Gelegenheiten zu dichterischer Gestaltung, und er steht damit ganz sicher in der ersten jungen Front der neuen Erzähler überhaupt. Da ist in der Stadt Cassano ein Mord geschehen, den zu klären der Großtyrann seinen ersten Sicherheitsbeamten aufgegeben hat, um den Preis seines Lebens. Ganz Cassano nimmt an diesen Dingen rund um diesen Mord teil, da eine Unzahl von Verdachten und Verdächtigungen laut werden. Schließlich bekennt sich der Großtyrann selbst zu der Tat, nachdem Nespoli, sein Sicherheitsminister, sich und alle Bürger in fanatischem Klärungswillen in die Irre geführt hat. Walter Bergengruen hat den Ablauf solcher Handlung meisterhaft gestaltet, Menschen und Zeit gleich meisterhaft gezeichnet. In den Gesprächen seiner Gestalten lebt allerdings nicht nur jene Zeit, ist vielmehr von den ewigen Dingen der Menschen die Rede: von Schuld und Verstrickung, von Herrschaft und Gerechtigkeit, von Sünde und Sühne von Tod und Leben, von Haß und von Liebe.

Sehre dich und wandere

Seelenerlebnisse in der Natur von Else Hasse, mit 17 Bildern (Verlag Herder in Freiburg)

Natur und Seele finden in diesem Buche einen gleich starken und beglückenden Ausdruck.

„Wer hat den bunten Schwarm von Bildern und Gedanken
Zur Pforte meines Herzens hergeladen?"

Dies Wort Mörickes steht ziemlich am Anfang dieses schönen und tiefen Buches, dessen einzelnen Kapiteln Aussprüche vorangehen von Rainer Maria Rilke und von Meister Eckhart, von Franz von Assisi und Jakob Böhme, von Scheffer, Stifter, Conrad Ferdinand Meyer, Humboldt, Goethe und von anderen. Else Hasse führt den Wanderer in ihrem Buch an den Sinn der Schönheit der Natur heran, stößt die Tore auf zu ihrem Herzen und zu ihrer Kraft und lehrt die, die dafür ein Ohr, die Landschaft und ihre Sprache zu verstehen; aber sie mit dem Ohr zu verstehen, das genügt ja nicht, man müßte sie ja auch begreifen. Und dazu hilft die Dichterin und Gärtnerin in einer eigenartigen Weise, für die man nicht gleich einen passenden Ausdruck zur Hand hat: zwischen Gespräch und Erzählung, zwischen Bild und Stimmungsbild, zwischen Fabel und Betrachtung. Gute Bilder helfen in diesem erfreulichen Buche, den Willen der Autorin zu vollenden.

Der Martyrer und Lilotte

Von Dolores Bieser

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Die Erzählerin Bieser, die wegen sehr feiner und fast unwirklich zarter Gestaltung von Kindesschicksalen mit Recht sehr geschätzt ist, hat es unternommen, in eine sehr gegenwärtige Wirklichkeit einzudringen und moderne Menschen zu zeichnen. Es muß dies als ein Wagnis angesehen werden, zumal die Erzählerin damit in Konkurrenz mit einer sehr großen Zahl von Schriftstellern tritt, die nicht voll dichterischer Einfälle zu sein brauchen, sich aber in der Realität auskennen. Was zu diesem Wagnis verleitet hat, scheint uns ein religiöser Sinn zu sein, der von den Glaubenskämpfern in Mexiko ergriffen wurde und darum von ihnen künden wollte.

Zwei junge Mexikaner sind nach Deutschland geflohen, weil sie wegen ihres Glaubens verfolgt wurden, und sie schlagen sich hier so eben durch, als Autoschlosser, Gelegenheitskomponisten usw. Der eine von ihnen lernt eine junge Tänzerin kennen, die in ihrer Lebenslustigkeit wenig zu seinem religiösen Ernst paßt. Jedenfalls lieben sie sich, aber es muß zur Trennung kommen, als der junge Mexikaner in sein Land zurück will, um für seinen Glauben zu kämpfen. Das Mädchen, leichtfertig aber liebenswürdig gezeichnet, scheint damit ganz in eine Welt zurückgestoßen, aus dessen Gefahren sie die Liebe hätte reißen können, denn sie kann nicht verstehen, daß es dem Manne etwas über seiner Liebe geben könne und dürfe. Als sie aber die Nachricht vom Martyrertode ihres Geliebten und seinen Abschiedsbrief erhält, beginnt mit dem Verständnis für sein Opfer auch die Wandlung in ihr, die der Lebende herbeigesehnt, aber nicht hatte vollbringen können.

Wo die Erzählung schon fast ins Transzendente geht, so besonders in der Geschichte eines kranken Kindes, das in seinem Leiden zu inniger Frömmigkeit geführt wird, ist sie stärker als dort, wo sie sich mit dem Heute und seiner Weltlichkeit auseinandersetzt, eben darum, weil uns die Erzählerin mehr in jener anderen Welt zu Hause zu sein scheint.

Rund um den Adventskranz

Von Margarete Seemann

(Verlag Franz Borgmeier, Hildesheim)

Ein Buch aus der deutschen, weihnachtsgläubigen Seele, aus dem der Duft der Tannen strömt und die ganze Schönheit weihnachtlicher Stimmung kommt; Margarete Seemann hat ihre edle Sprache an einen Stoff verschenkt, der bei ihr sicher eine zutiefst berufene Künderin finden mußte; da ist jede der einzelnen Erzählungen und Skizzen meisterhaft geformt, beginnend mit „Weihnachten im Himmel", dann „das Wünschlein" des Buben Lois, der warme Handschuh und Strümpfe haben wollte, dann vom „Hans, der das Christkind suchen ging", der „Weihnachtsbrief" bis zum „Weihnachtspelz" der zuletzt gar kein Weihnachtspelz war, sondern ein Geschenk für jemand anderen wurde. „Rund um den Adventkranz" ist ein liebenswertes Buch, das an den wirklichen Sinn des Festes der Liebe heranführt, der nicht im Aeußerlichen haften bleibt.

Lerne die Sprache der stummen Dinge

Was hängt in hohlen Honigwaben
leerem Kelch und geräumigen Kellern?
Was rollt in Ball und Reifen der Knaben?

Was rühmen Rubin und Schal der Dame?
Was die Stöcke, die der Lahme
zum Gehn gebraucht? Und was die Spiegel,

die gern ein junges Lächeln schauen?
Was aber der hartgebrannte Ziegel,
mit dem sie Kirchen und Kerker bauen?

Des Bauern blanker Pflug und Spaten,
die staubigen Stiefel marschmüder Soldaten? —
Daß auch dir der Sinn gelinge,

lerne die Sprache der stummen Dinge!

Hans Peter Keller.

Der Heiland vom Binsenhofe

Von Gustav Schröer

Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh

Lange bevor Bauernromane die große Mode wurden, hat Gustav Schröer seinen „Heiland vom Binsenhofe" geschrieben, dem man mit Recht jene Lobworte der Ursprünglichkeit, Gesundheit und Kernhaftigkeit geben könnte, die den meisten Bauernromanen zu billig geschenkt wurden. Die Worte sind abgegriffen, es möge darum die Feststellung genügen, die auch für den Roman spricht, daß jetzt Schröers Buch in einer Volksausgabe herausgegeben werden kann, während viele der „Schollen"-Romane längst vergessen sind.

Es ist die Geschichte Jakob Sindigs, den sie zuerst im Spott und nachher im Ernst den „Heiland" nannten, die Geschichte eines, „der sich rächen und die Menschen weinen machen wollte, aber getrieben wurde, ihr Leben fürsorglich zu bedenken". Der schließlich ein ungestümer Helfer in jeder Not ist, von dem es doch scheinen will, daß er nur Unfrieden stiftet, bis er ein Opfer seiner guten Taten geworden ist. Das wird alles schlicht erzählt und erhält seine besondere Eigenart aus dem Charakter Westfalens, in dessen soziale Fragen, seine Bewohner mit ihrem Hang zum Geistersehen wir einen Blick mit den ernsten und unbestechlichen Augen Schröers tun können.

Zwei Kinderbücher von Rud. vom Endt

(Bildgut-Verlag, Essen).

„Das kleine Schweinchen Kukurrutz". Dieses Schweinchen Kukurrutz hat einen Taler gefunden, und dieser Taler ist der Anfang einer ganzen Anzahl von Abenteuer, von denen der Düsseldorfer Rud. vom Endt eine Menge schöner Geschichten geschrieben hat, und für die er die richtigen Bilder zeichnete. Auf dem Kirmesplatz fängt die bewegte Reise an, und wenn auch dieser Rummelplatz nicht gerade ein erfreuliches Erlebnis für das Schweinchen ist, so vermittelt er doch die Bekanntschaft mit dem Affen Minkepinke, der sich mit dem Schweinchen zusammentut und die weitere Fahrt mitmacht. Als „König der Wildschweine" gelangt es dann zwar zu Ehren, aber auch zu allerlei „Biestereien", da es in der Schlacht der Wildschweine gegen die Wölfe verwundet wird; ein Hase Hoppelpopp spielt nun eine wichtige Rolle, und schließlich dankt der Wildschweinekönig ab; aber damit ist die Sache noch nicht erledigt: nach neuen Abenteuern greift dann zuletzt die menschliche Justiz in Gestalt eines richtigen Feldjägers ein, und der befördert jedes Glied des merkwürdigen Kleeblattes dahin, wohin es gehört; und so endet das Schweinchen Kukurrutz wieder auf seiner Schweinewiese, von wo es aufgebrochen war, um etwas zu erleben. Was ihm schließlich blieb, das war die Freundschaft mit Affe und Hase, und allerlei nützliche Erkenntnisse, die sonst ein Schweinchen sich nicht zu erwerben pflegt. Aber R. vom Endt hat die ganze Sache so schön erzählt und so reizend gezeichnet, daß diese Abenteuer auch für Menschenkinder sehr nützlich sein können, ohne daß die Ermahnungen etwa „penetrant" wären; sie ergeben sich so nebenbei und doch so deutlich, daß man garnicht einmal den „pädagogischen Zeigefinger" zu erheben braucht, um die „Nutzanwendung" auszugraben.

Ein weiteres Kinderbuch von R. vom Endt heißt **„Knix und Knax"**, das ebenfalls im Bildgut-Verlag, Essen erschienen ist. Hier sind die beiden „Unternehmer" zwei „Elefantenlümmels", die es sich in den Kopf gesetzt haben, zum Nordpol zu wandern, um dem Eisbären-König den Hausorden des Königstigers zu überreichen. Und so machen denn die jungen und alten Leser diese abenteuerliche Reise mit, die — wie jede Reise — äußerst lehrreich ist, da wir auf diese Art durch den ganzen „Grehm" reisen und allerlei Tierbekanntschaften machen, weil diese Expedition ja doch von Indien zum Nordpol geht; daß eine solche Reise nicht glatt von statten gehen kann, das ist nur zu klar und Rud. vom Endt schmückte die großen und kleinen Ereignisse mit Worten und Bildern, daß jeder, der sie liest oder sieht, seine Freude daran haben muß, bis zur endlichen und fröhlichen, glücklichen Heimkehr.

Prinzessin Tausendschön

eine Puppengeschichte von Gertraut Marten. (Verlag Herder in Freiburg).

Auch dieses Buch ist ein reiches Geschenk an die deutsche Jugend. Lore Friedrich-Gronau hat die rechten Bilder dazu gezeichnet.

Mit dem Brummkreisel kommt die Puppe Tausendschön zu Christel, da gibt es ein TaufFest, wie bei richtigen Menschenkindern, und dann beginnt das abenteuerreiche Leben dieser Puppe, mit fröhlichen und traurigen Ereignissen, wie Scharlachfieber, Weihnachten, einer neuen Heimat, gar der Tod kommt in dem Buche vor und andere Abschiede. Natürlich fehlt auch die „Oma" nicht, die ja nun einmal zwischen Kindern und Puppen dringend notwendig ist. Die Abenteuer der Puppe Tausendschön enden natürlich auch schließlich mit einer friedlichen Heimkehr, und wie die Puppe für unsere Mädels schon das Objekt mütterlicher Liebeserweisung ist, so führt auch dieses Buch in das Herz, nicht nur der Kinder, sondern auch aller Großen, die sich noch einmal die kleine, lohnende Mühe machen, sich in das Wesen und in das Spiel des Kinder zu versenken. Nebenbei bemerkt: diese „Prinzessin Tausendschön" ist nicht nur etwa ein Buch für Mädchen, alle, die den Herzschlag des Kindes nicht nur für eine biologische Angelegenheit halten, werden an ihm eine tiefe Freude erleben.

Wilhelm Raabe

Am 15. November 1910 ging das Leben Wilhelm Raabes mit 79 Jahren still und friedlich zu Ende, wie es auch während seiner ganzen Dauer an äußeren Erschütterungen arm gewesen war. Der Dichter war am 8. September 1831 zu Eschershausen im braunschweigischen Weserlande geboren, hatte nach dem Besuch des Holzmindener Gymnasiums in Berlin den Buchhandel erlernt und sich schließlich ganz der Schriftstellerei gewidmet. Von 1862—1870 lebte er in Stuttgart und zog dann nach Braunschweig.

Während seines Lebens hatte er nicht zu den vielgelesenen Dichtern gehört, wenn auch bald eine treue Gemeinde zu ihm hielt und seine Bedeutung am 70. Geburtstag dadurch öffentlich hervorgehoben wurde, daß ihn die philosophische Fakultät der Universität Göttingen zum Ehrendoktor ernannte. Er schrieb eben so ganz anders, als es die damalige Zeitmode verlangte. Mit Vorliebe suchte er sich zu Helden die Kleinbürger und Sonderlinge aus, wofür die Lesermasse in der Zeit des heraufkommenden Großkapitalismus natürlich wenig Sinn hatte. Auch wird er manchen als lästiger Mahner erschienen sein, da er mehrfach daran erinnerte, daß die Errichtung des deutschen Reiches auch zur Bewahrung und Sicherung des Errungenen verpflichte, und nicht mit seiner Meinung hinter dem Berge hielt, wo er für die Zukunft Gefahren aufsteigen sah.

Ein anderes Hindernis für seine Volkstümlichkeit war dann eine etwas zu große Vorliebe für Abschweifungen. Wenn man ihn freilich mit Jean Paul verglichen hat, so schoß man mit diesem Vergleich über das Ziel hinaus. Bei Jean Paul ist die Haupttriebfeder zum Schreiben die unausrottbare Sucht, mit seinen Lesefrüchten, weithergeholten Vergleichen und gekünstelten Wortneubildungen zu prunken. Die Erzählung ist ihm nur ein Faden, um alles dies ohne irgendwelche Planmäßigkeit aufzureihen; von irgendwelcher Menschenschilderung ist gar nicht die Rede. Wilhelm Raabe dagegen weiß viel und sehr gut zu erzählen; nur verwirrt er die Erzählung mit dem Nebenwerk. Später wird man dann für die aufgewandte Mühe reichlich entschädigt, und mit der Zeit kommt man auch dahinter, daß selbst in den Unebenheiten der Erzählung viel Weisheitsvolles und sogar Dichterisches steckt. Wer möchte, um nur ein Beispiel zu nennen, in den „Leuten aus dem Walde" am Eingang des 6. Kapitels die großartige Rede an die Einsamkeit missen! Es sei auch darauf hingewiesen, daß Heinrich Spiero, der sich als Literarhistoriker und auch als Dichter einen guten Namen gemacht hat, ein kleines „Raabe-Lexikon" herausgegeben hat, das die zahlreichen Anspielungen des Dichters gut erläutert.

Wilhelm Raabe gilt mit Recht als einer der größten Humoristen der deutschen Dichtung. Zwar zum lauten Lachen wird man beim Lesen seiner Bücher selten oder nie gereizt werden, wohl aber wird man dabei eine stille Heiterkeit und Rohe der Seele verspüren. Auch da, wo Wilhelm Raabe vom Leiden und Untergang des Schönen und Guten berichtet, hat man das Empfinden, daß dieses Leidensopfer wohl notwendig war und jedenfalls nicht vergebens gebracht wurde. Mit dem echten Humor ist auch Weisheit und Güte verbunden. Raabe hat häufig seine Stoffe der Geschichte der Glaubenskämpfe in Deutschland entnommen, und man merkt es wohl, daß die Liebe des Verfassers den Protestanten gehört; aber es dürfte kein Fall zu finden sein, in dem die Gestalt eines Katholiken absichtlich verzerrt gezeichnet wäre.

Von Raabes Werken sind wohl die bekanntesten: „Die Chronik der Sperlingsgasse", „Der Hungerpastor", „Abu Telfan", „Der Schüdderump", „Horacker", „Die Leute aus dem Walde", „Stopfkuchen" und „Die Akten des Vogelsangs". An diese und noch einige andere größere Erzählungen schließt sich dann noch etwa ein halbes Hundert kleinerer. Raabe ist in weiser Beschränkung auf dem ihm gemäßen Gebiet der Erzählung geblieben; erst aus seinem Nachlaß wurden einige zartinnige Gedichte veröffentlicht. Ebenso besaß er die Weisheit, zur rechten Zeit aufzuhören, in seinem letzten Lebensjahrzehnt ist er neidlos für das Bekanntwerden jüngerer Dichter eingetreten, z. B. für den — jetzt auch schon verstorbenen — Paul Keller, in dem er wohl, und zwar mit Recht, einen geistigen Verwandten sah.

Jedenfalls wissen wir heute, daß Raabes Werke zum besten deutschen Geistesgut gehören, an dem sich hoffentlich noch viele Geschlechter laben und aufrichten werden.

Mädchen zwischen Himmel und Erde

Elly Beinhorn, Deutschlands bekannteste Sportfliegerin

Deutschland ist trotz des Versailler Vertrages das Land der Fliegerei geworden, weil es das Vermächtnis seiner großen Luftpioniere zu hüten und ihren Geist zu pflegen und auszubreiten wußte. Zahlreich sind die Männer, die der großen Sache dienen, sei es als Rekordflieger, sei es im Verkehrs- oder Kunstflug und schließlich als Sportflieger. Jede Leistung trug weniger materielle Früchte als sie dem Ganzen diente. Mit den vielen Männern standen vereinzelt tapfere Frauen in einer Reihe, unter ihnen Elly Beinhorn, die erst im Jahre 1928 sich der Fliegerei verschrieb und die durch ihre Langstreckenflüge der deutschen Fliegerei und dem deutschen Vaterlande große Dienste erwies.



In einem Tage nach Istanbul und zurück! — Elly Beinhorn nach ihrer Ankunft in Berlin.

„Elly Beinhorn wurde geboren im Jahre soundso ...“ Mit diesen Worten pflegt man einen Lebenslauf zu beginnen. Aber hier paßt das eigentlich nicht. Es klingt viel zu ernsthaft und würdig für dieses junge Mädchen, das so gar nicht ernsthaft und würdig sein will. Und so will ich nur kurz sagen, daß ihre Heimat die Stadt Hannover ist. Sie war schon in ihrer Jugend eine große Sportlerin, das beweist schon das Diplom einer Schwimmlehrerin, das sie besitzt.

1928 hörte sie einen Vortrag des Ozeanfliegers Hermann Köhl. Man sagt, daß ihr damals zum erstenmal der Gedanke gekommen sei, auch fliegen zu lernen. Aber das glaube ich nicht. Zum Fliegen wird man geboren, erst recht, wenn man eine Frau ist. Ich weiß nicht, ob die Astrologen ein Sternbild kennen, das besonders auf Flieger einwirkt. Wenn es aber so etwas schon bekanntgeworden. Italiens damaliger Luftfahrtminister Balbo war begeistert über diese Leistung und zeichnete sie mit dem goldenen Fliegerabzeichen Italiens aus, einer ganz seltenen Ehre.

Deutschland war zu klein, Europa war zu klein. Die Ferne lockte, die unbekannte Ferne ... Und es begann das große Abenteuer, der Afrikaflug, der sie weltberühmt machte, und den noch heute alle Flugfachleute als das sinnloseste Unternehmen der neueren Fluggeschichte bezeichnen. Kleine, für diese Leistungen absolut nicht geeignete Maschine, wenig Vorbereitungen, wenig Geld ... Was macht das alles, wenn man jung ist und etwas erleben will.

Immer hatte Elly Beinhorn Glück ... Mit 250 Mark in der Tasche startete sie in Stuttgart nach Barcelona und von da nach Madrid. Ein abenteuerlicher Wüstenflug führte sie in drei Wochen über Dakar nach Bolama in Portugiesisch-Guinea, 7000 Kilometer lang war die Strecke.

Dann kam der Rückflug. Vier Tage wartete man auf sie in Timbuktu. Vier Tage lang war sie verschollen. Bis die erlösende Meldung kam, daß die Fliegerin in Timbuktu eingetroffen sei. Aber nicht im Flugzeug, sondern — zu Fuß. Wegen eines Ölrohrbruchs hatte sie mitten in der Wüste, 70 Kilometer vor dem Ziel, notlanden müssen. Unbeschädigt brachte sie ihre Maschine auf die Erde. Aber an einen Weiterflug war nicht zu denken. Und so mußte sie denn marschieren, vier Tage lang durch glühenden Wüstensand. So schrieben damals die Zeitungen: „Arme Elly Beinhorn, so endet also dein heldenhaftes Unternehmen. — Statt Wüstenflug — Wüstenmarsch ...“

40 Pferdestärken hatte der Motor ihrer Maschine. Mit diesem Motor flog ein junges Mädchen nach Afrika. Für ihren sportlichen Mut und ihre Tapferkeit wurden ihr das Goldene Sportfliegerabzeichen und die Große Plakette des Aero-Clubs verliehen. War der Flug auch sinnlos gewesen, ihre fliegerische Leistung blieb bestehen. Alle erkannten das an.

*

Elly Beinhorn warf nun nicht etwa die Flinte ins Korn. Nun gerade nicht. Sie hatte viel gelernt auf ihrem ersten Flug in fremdes Land. Schon im Dezember des gleichen Jahres startete sie — gut beraten und wohl ausgerüstet — zum Fluge nach Indien. Sie flog über Persien und Kalkutta, am Mount Everest vorbei nach Siam; sie sah die „glücklichen“ Südseeinseln; sie war auf Bali.

Als erste deutsche Fliegerin, die jemals nach Australien kam, wurde sie in Sidney Gegenstand stürmischer Begeisterung. Hier wurde sie zum Sendboten einer damals noch geknechteten und verlachten Nation. Ein Jahr später schickten ihr australische Studenten nach Berlin einen riesigen Blumenstrauß, den man in einen großen Eisblock eingefroren hatte. Und das schönste an dem ganzen Geschenk waren nicht die überaus prächtigen Blumen, sondern ein kleines Briefchen, das beilag: Australische Studenten deutscher Herkunft boten ihr die Ehrenmitgliedschaft ihrer Studentenverbindung an.

*

Mit dem Dampfer geht es von Australien nach Südamerika. Über Urwald und Kordilleren trägt der brave Motor die Maschine und ihre tapfere Führerin. Und in den deutschen Kolonien muß sie erzählen aus der Heimat. Immer wieder erzählen. Und ihre Taten werden weitergetragen von Mund zu Mund, und ihr Name steht gleichwertig neben den berühmtesten Fliegern dieser Erde.

Für diesen gewaltigen Langstreckenflug erhält die Fliegerin 1933 den Hindenburg-Pokal. Sicherlich wird es einer der schönsten Momente ihres Lebens bleiben, als der greise Präsident des Deutschen Reiches sie empfängt und sich von den Flügen erzählen läßt. Das hätte sich das Mädchen in Staaken nicht träumen lassen, als sie noch von ihrem Fluglehrer angeschnauzt wurde. Und es war doch erst vor fünf Jahren ...

Nun mußte sie unbedingt noch einmal wieder nach Afrika. Ehrensache. Aber diesmal mit einer Maschine, die 210 Kilometer in der Stunde schaffte. Das war eine andere Sache als das erste Mal. Und nun hatte sie einen „Namen“. Überall waren es wieder die Deutschen, vor allem in unseren ehemaligen Kolonien, die das Erscheinen der jungen Fliegerin als Gruß aus der Heimat ansahen. Sie hatte eine Mission zu erfüllen, die deutsche Fliegerin, und sicher ist sie sich dessen immer bewußt gewesen.

Viele Gefahren waren dabei zu überstehen. 1200 Kilometer lang Flug über Urwald, über Gegenden, die noch nie eines Weißen Fuß betrat. Fünf Stunden lang ohne Bodensicht über ein Gebiet, auf dem nichts wächst als ein paar elende Sträucher. Sandstürme überfielen manchmal die kleine Maschine und spielten mit ihr wie mit einem Blatt, das von einem Baum herabwehte. Aber diesmal bezwang Elly Beinhorn Afrika.

In jüngster Zeit wieder in Amerika ... Im Auftrage des Reichssportführers hielt sie in vielen Städten Lichtbildvorträge über die Olympischen Spiele. Sie sprach manchmal sechsmal am Tag.

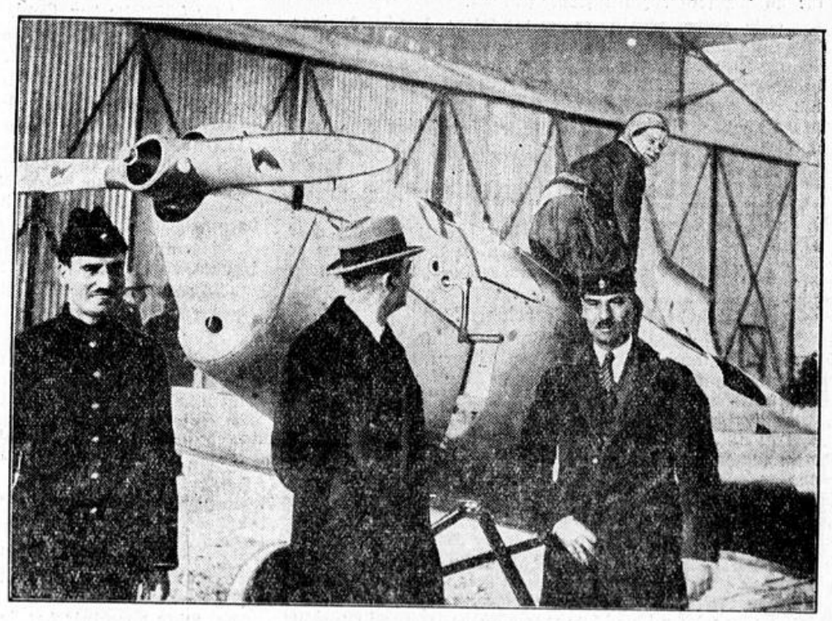
*

„Ich verstehe gar nicht, weshalb ihr mich so feiert, — ich habe meine Arbeit getan wie jeder andere — und sonst gar nichts ...“

Das sagte Elly Beinhorn einmal bei einem glanzvollen Empfang auf dem Flughafen Tempelhof. Wahrscheinlich waren diese Worte nicht „Pose“. Denn sicher fliegt sie nicht, um sich feiern zu lassen und Lorbeeren zu ernten. Ihre Leistungen entspringen einer natürlichen Freude am Neuen, Unbekannten, die der jungen Generation von heute mehr denn je eigen ist.

Wenn es über sie kommt, dann muß sie wieder den Knüppel in die Hand nehmen und den Himmel über sich haben und die Erde weit, weit unter sich sehen. Und das Gedröhn des Propellers klingt in ihrem Herzen wie ein Lied, das einst die Landsknechte sangen.

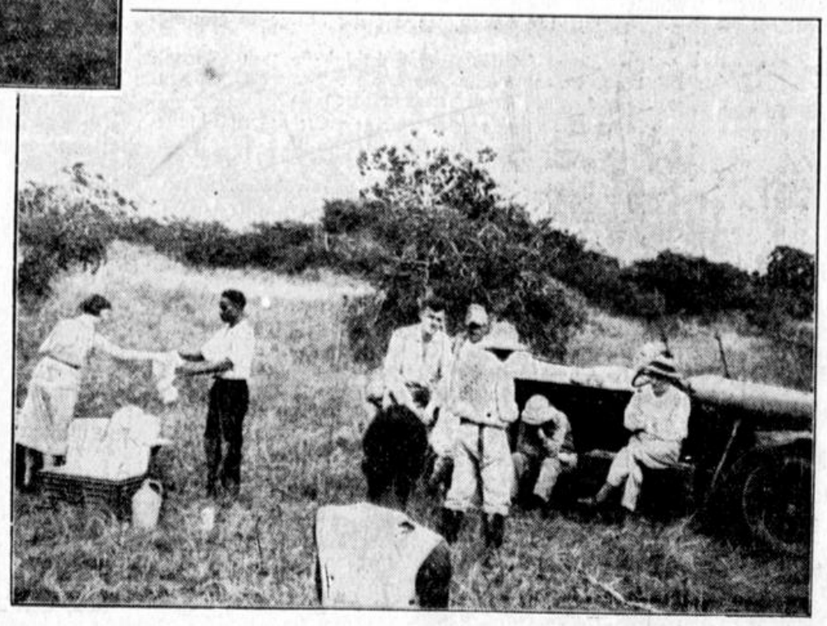
Karlheinz Christiansen.



Auf dem Indienfluge in Bagdad gelandet!
Photos: Scherls Bilderdienst (3), Weltbild (1) — M.



Die erfolgreiche Fliegerin erhält den Hindenburg-Pokal.



Ein Picknick in Angola.

Die JAGD nach dem GLÜCK

ROMAN VON HANS SCHULZE

(6. Fortsetzung.)

Groß und zwingend erhob sich in Walter die vernichtende Überzeugung, daß es letzten Endes ja gar nicht die Ehre des alten Mannes war, die den heißen Vergeltungswillen aus den dunklen Urgründen seiner Seele immer von neuem in ihr aufpeitschte, sondern eine grenzenlose, würgende Eifersucht, die oft wie ein entfesseltes Feuer durch seine Glieder schlug und alle ruhige Besonnenheit, alle Klarheit und Freiheit des Denkens in ihren Flammen verzehrte.

Auch an Axel waren die letzten Tage nicht ohne tieferen Eindruck vorübergegangen.

Die Auseinandersetzung mit Walter hatte ihm selbst noch einmal mit aller Schärfe vor Augen geführt, wie eng seine eigene Zukunft mit dem Geschick des künftigen Schwiegervaters verbunden war, vor allem, wenn sich wider alles Erwarten die Aussichten der amerikanischen Spekulation noch in letzter Stunde ins Gegenteil verkehrten und der Geheimrat sich unter dem Druck der äußersten Not doch vielleicht noch entschloß, das Familienvermögen in Anspruch zu nehmen.

Mit kaufmännischer Ruhe und Gelassenheit zog er die Bilanz seiner Zukunftsmöglichkeit.

Gab Hilde, worin er mit Walter durchaus einer Meinung war, auf Bitten des Vaters ihr Geld in die Fabrik, so hatte sie für ihn gerade den Wert verloren, um dessentwillen er sich einst überhaupt nur zur Werbung um ihre Hand entschlossen hatte.

Und ebensowenig zweifelte er bei seiner Kenntnis von Evas Charakter daran, daß auch diese sich nicht einen Augenblick lang besinnen würde, im Notfalle ihrem Manne das ganze ihr einst übereignete Kapital unverzüglich wieder zur Verfügung zu stellen.

Ein Taumelgefühl ergriff den kühlen Rechner, der Boden schien ihm unter den Füßen zu wanken, wenn er diesen Gedankengang immer wieder bis zu Ende durchdachte.

Was würde die Zukunft bringen?

Schon in den nächsten Wochen mußte die Entscheidung fallen, ob ihm und der Frau, die er über alles liebte, ein abermaliges Hinabgleiten in dunkle, unbekannte Lebenstiefen, in die Kleinheit und Beschränktheit jener Verhältnisse beschieden war, aus denen sie erst durch Evas Heirat um den Preis ihres Lebens- und Liebesglückes zu dem äußerlichen Glanze der Gegenwart emporgestiegen waren.

8. Kapitel.

„Liebster Axel!

Was habe ich Dir getan? Warum kommst Du nicht mehr zu uns? Ich fürchte mich ja beinahe schon, Dich anzurufen. Nirgends bist Du mehr zu erreichen, und zu Dir selbst wage ich mich nicht mehr. Ich habe eine so törichte Angst, daß jeder Schritt von mir heimlich belauscht und beobachtet wird.

Darum, wenn Du es irgend ermöglichen kannst, sei heute abend hier draußen. Hilde ist in der Stadt zum Geburtstag ihrer Freundin. Laß mich nicht vergebens warten. In Liebe Deine E."

Axel hatte Evas Brief bei der Rückkehr aus der Fabrik zu Hause vorgefunden und war gleich mit seinem Auto nach dem Grunewald hinausgefahren.

Gott sei Dank, endlich traf er sie allein!

Seit Tagen schon hatte er sich beharrlich in der Stadt gehalten, nur um einem Zusammensein mit Hilde aus dem Wege zu gehen.

Es war ihm in letzter Zeit immer schwerer geworden, den rechten Ton im Verkehr mit der Braut zu finden, in einer geheimen Furcht vor dem ruhig forschenden Blick ihrer reinen Augen.

Er sagte ihr immer wieder, daß es nur die große Arbeitsüberlastung sei, die ihn in seinem Wesen jetzt oft so kühl und undurchdringlich erscheinen lasse.

Er vertröstete sie stets von neuem auf eine Zukunft, an die er selbst jeden Glauben verloren hatte.

Er kam sich so verächtlich vor, wie er sich an dem Vertrauen des ihm so ganz ergebenen Mädchens verging.

Und doch konnte er nicht anders.

Die Sehnsucht nach Eva wuchs täglich quälender, heißer, je länger er sich selbst das Martyrium einer freiwilligen Trennung auferlegte. —

Es dämmerte schon sacht.

Am Nachmittag hatte es wie in letzter Zeit fast täglich wieder lange und schwer gewittert.

Nun gegen Abend dampfte der ganze Parkgarten in dem allmählichen Ersterben des heißen Julitages, und eine laue, köstliche Frische, ein Duft von nassen Gräsern und Blumen wogte von den Rabatten des Springbrunnens würzig herüber.

In Evas weißer Villa standen alle Fenster weit geöffnet.

Dahinter lohten die großen Kiefernstämme wie riesige glührote Fackeln.

Alles schien Licht und Luft geworden.

Nähe und Ferne verschwammen langsam in violettem Duft. — —

Axel stieg die große Verandatreppe hinauf und wandte sich dann von der Diele sogleich Evas chinesischem Salon hinüber.

Die hoffende Unruhe überströmte ihn auf einmal wie ein Fieberschauer.

Und dann stand er auf dem spiegelnden Parkett, und all die zarten Farben der zierlichen Möbel und seidenen Tapeten, die ganze wunderbare Symphonie der bunten Chinaornamente verschwamm vor seinen Augen zu einem gestaltlosen Nichts.

Er sah nur Eva, die an einem der offenen Parkfenster wie in einem natürlichen Rahmen lehnte.

Der letzte Glanz des Tages umgoß sie mit einem zitternden Lichte, das sich in dem Blond ihres Haares wie in einem Goldnetz fing und den rosigen Fleischton der Wangen von einer fast unwirklichen Durchsichtigkeit erscheinen ließ.

„Eva!"

Er hatte ihre Hände ergriffen, sein schönes, erregtes Gesicht war ganz nahe dem ihren.

Was hatte er mit ihr nicht entbehrt.

Acht ganze, lange Tage!

Und dann auf einmal umfing er sie und suchte in Angst und Glück ihre frischen, festen Lippen.

Nach langen Minuten erst machte sie sich wieder frei.

„Sei vernünftig, Axel!" bat sie leise. „Wenn jemand kommt!"

Er schüttelte den Kopf.

„Ich kann heute nicht anders, Eva! Nie habe ich es so gefühlt, was du mir bist, wie heute abend! So möchte ich dich haben und halten! Immer und ewig!"

Seine Augen liebkosten ihr Gesicht, das so weich und voll süßer Zärtlichkeit war.

Und sie schmiegte sich fester in seinen Arm; das fesellose Gefühl in ihr berauschte auch sie, daß sie ihm immer wieder den Mund bot und seine Küsse wie ein betäubendes Gift in sich hineintrank, willenlos, mit heiß verschleierten Sinnen.

„Komm!" sagte sie endlich. „Wir wollen hier heraus, irgendwohin! Nur fort aus diesem Gefängnis!"

Dann traten sie auf die Terrasse und gingen durch einen Laubengang zur Delbrückstraße hinüber.

Der Zauber des Abends spann leise seine Kreise.

Die köstliche Frische der Luft strich wie mit liebkosenden Händen über ihre heißen Gesichter, daß alles, was an Not und Sehnsucht in ihren Seelen gebrannt hatte, plötzlich unterging in dem großen Glücksgefühl des Beieinanderseins.

An der Ecke der Königsallee hemmte Axel seinen Schritt.

„Wo wollen wir hin?"

Sie sah lächelnd zu ihm auf.

„Mir ist's gleich, lassen wir uns treiben! Wie einst!"

Ein einsames Auto schoß an ihnen vorbei nach Hundekehle hinab.

„Nicht dorthin!" bat sie dann hastig, in einer jäh aufblitzenden Erinnerung an die Nacht mit Walter.

Das erste rote Dämmern der Frühnacht war unterdes langsam hereingesunken, daß ihnen alles ringsum so merkwürdig fremd, fast traumhaft erschien.

Die schweigenden Landhäuser unter Bäumen und Büschen wie begraben.

Zuweilen ein See, opalfarben schimmernd und von einem weißen Brückenbogen kühn und doch anmutig überschwungen.

Eine Tannenallee, die in ernster Feierlichkeit auf ein verwunschenes Schlößchen zu führen schien.

Heimlich, verschwiegen alles!

„Verbotene Gärten!" sagte Axel leise, auf ein dunkles Laubtor weisend.

„Lebst du für mich nicht auch in solch einem verbotenen Garten?"

Sie legte ihm im Weitergehen die Hand auf den Mund.

„Sprich nicht davon, Axel! Ich bin ja so glücklich heute!"

Mit einem sehnsüchtigen Blick sah sie zum Himmel auf, der so licht und blau war wie der Mantel der jungen Gottesmutter auf alten Kirchenbildern.

Irgendwo klagte eine Geige eine zärtlich-scheue Melodie, dazwischen verhaltene Klänge von Arpeggien, Lachen und Gläserklingen.

Eine Terrasse mit plaudernden, weinfrohen Menschen.

Rote Lampen flammten über weißen Korbsesseln.

Dann wieder Einsamkeit und Schweigen.

Das Laubholz der hohen Gartenhecken schmolz langsam zu dicken Klumpen von Finsternis zusammen.

Kein Laut weit und breit.

Und doch schien ihnen die Welt wie erfüllt von Harfenklang und hallendem Gesang. —

Wie lange sie so durch die stille Villenkolonie dahingewandert waren, sie wußten es nicht.

Das Herz war ihnen so voll Glück, daß sie kaum auf den Weg achteten, der sie immer weiter durch die hohen Hallenbogen des nächtlichen Waldes führte.

Zur Linken klang unablässig ein Wagenrollen von der Hundekehlenchaussee herüber, und die langen Strahlenfächer der Automobillaternen huschten ab und zu gespenstisch zwischen den schlanken Kiefernstämmen hindurch, daß sie rot und braun aufzuflammen schienen, bevor sie wieder in das samtene Dunkel der Nacht zurücktauchten.

Und dann begannen sich die grüngebetteten, weißen Landhäuser allmählich immer enger zusammenzuschieben.

Lange Häuserreihen wuchsen rechts und links zum Himmel empor, zwischen denen sich die Perlenketten der elektrischen Lichtkugeln weit, weit entlangzogen.

Das Eisengerippe der Halenseer Brücke zeichnete sich schemenhaft in eine ferne Straßendurchsicht.

Und plötzlich sprang jäh ein blendendes Meer von Licht vor ihnen auf.

Die grellbunte Fassade des Lunaparks schrie wie ein gellender Fanfarenklang in die Sommernacht.

Eine Kette von Autos hielt vor dem phantastischen Eingangstor und bildete schwarzmassige Flecke auf der stumpfen Fläche des Asphaltpflasters, die der Bogenlampenschein mit helleren Umrißlinien umgrenzte.

Axel zog die Uhr.

„Wollen wir noch hinein?"

Eva nickte; eine heiße Abenteuersucht leuchtete aus ihren Augen.

Axel erstand zwei Karten, und sie drängten sich im Zuge der Menge, die trotz der vorgerückten Abendstunde noch immer unablässig an dem purpurbefrackten Portier vorüberflutete, durch den schmalen Kontrollkasten.

Ein elegantes Pärchen ging ihnen voraus.

Ein allerliebstes Mädchen mit den Kirschenaugen einer Murilloschen Madonna am Arm eines glattrasierten Kavaliers mit blauem Blick und den feinen Händen einer alten Rasse.

„Guten Abend, Frau Luna", trällerte sie leichtsinnig und wiegte sich in den weichen Hüften, daß der weite Seidenrock wippte.

„Wer doch einmal so sorglos vergnügt sein könnte!" sagte Eva leise.

Axel lächelte.

„Wir wollen sie uns zum Muster nehmen! Noch gehören uns ja ein paar lange Stunden!"

Glücklich wie zwei ausgelassene Kinder tummelten sie sich durch das sinnverwirrende Gewühl des riesigen Weltstadtjahrmarktes.

Sie sahen in die nickenden, schaukelnden Taumelwogen der französischen Tanzsalons.

Sie standen vor dem mächtigen Felsenprospekt, auf dem die roten und grünen Drachenwagen, mit Menschen vollgestopft, von Berg zu Tal und von Tal zu Berg sausten.

Eva war ganz betäubt von dem unaufhörlichen Knallen und Rasseln der Schießbuden und Karussells, dem Kreischen und Johlen der radaulustigen Zuschauermassen, wenn sich das Boot der Wasserrutschbahn in die flimmernden Fluten warf und in einem einzigen Augenblick in einer hochaufschäumenden Bahn bis zum Ende des mächtigen Sandsteinbassins vordrang.

Dann saßen sie auf der Terrasse des Weinrestaurants, zu dem auf beiden Seiten gewaltige Granitstufen wie zur Höhe des Parthenons emporführen.

Tausende und aber Tausende von Glühlampen umrankten die breiten Treppen und barocken Turmbauten mit den spitzen Magiermützen aus buntschillerndem Glase.

Tief unten dehnte sich der Halensee wie eine Schleppe von schwerer, paillettenbestickter, schwarzdunkler Seide.

Eine Leuchtfontäne warf seltsam irisierende Wasserstrahlen in den funkelnden Lichterkranz, und über dem Ganzen klagten und jauchzten die weichen Weisen eines Wiener Orchesters hinaus in den Traum der tiefen, blauen Julinacht.

Axel hatte auf der Terrasse in der vordersten Reihe einen Tisch gewählt und verhandelte mit einem der lautlos gleitenden Kellner.

Dann saßen sie eine Zeitlang schweigend und schauten auf das unablässige Auf und Nieder der Terrassenaufgänge.

Eine bekannte Schauspielerin hatte am Nachbartisch Platz genommen: ihr girrendes Lachen klang zuweilen durch die verflatternden Takte der Musik, wenn sie den stolzen Carmenkopf über den Sektkelch neigte.

Ein älterer, starker Herr mit dem Gesicht und dem Gebaren eines östlichen Geschäftsmannes saß ihr zur Seite und schob ihr hin und wieder seine haarige Pranke verstohlen über die reizende, juwelengeschmückte Kinderhand.

Die rotbeschirmten Lampen warfen einen weichen Dämmerglanz über die weißen Damastgedecke der endlosen Tischreihen, zwischen denen die Kellner die Farbenkarten ihrer Speisenbretter mit dem schreienden Kardinalrot der Hummerscheren und den stumpfen, hellgrauen und grünlichen Körpern der Fische hoch über einem Meer von Köpfen und Hüten balancierten.

Eva aß mit dem ganzen Appetit der Jugend von den Köstlichkeiten der Tafel, die Axel für sie auftragen ließ.

Austern und blaue Forellen, zu denen ein uralter Steinberger Cabinet wie dickes, bernsteinfarbenes Öl in den hellwandigen Römern floß.

„Wie haben wir früher einst die reichen Leute um all diese Genüsse beneidet!", meinte sie nachdenklich, als jetzt zu der jungen Hamburger Gans ein blutroter Burgunder erschien, dessen erstes Glas wie eine schmeichelnde Flamme durch die Kehlen glitt. „Du verwöhnst mich viel zu sehr! Zu so später Stunde noch ein solch üppiges Essen!"

Axel lächelte müde.

„Laß nur, Kind, die Nacht ist noch lang für mich! Oder glaubst du, daß ich schlafen kann nach diesem Tag?"

Eva neigte zustimmend den Kopf.

„Armer Kerl", sagte sie, „und doch geht es dir noch hundertmal besser als mir! Denn du bist frei, ich aber hänge an tausend Ketten. Ich kann dir ja gar nicht sagen, wie mir heute davor graut, nach Hause zurückzukehren. Zu dem alten Manne, zu all dem, was mich dort fesselt!"

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 22. Dezember 1935

Dreimal wenden wir noch wach . . .!

Nun sind wir bis auf Reichweite an das schönste Fest des Jahres herangerückt, und nun wird bald vom heimatlichen Dom das Lichtkreuz weit in die niederrheinischen Lande über den Strom hinüberstrahlen und bis an die ersten Wellen des westlichen Gebietes, wo unser Korn wächst, und aus dem unser bescheidenes heimatliches Flüßchen, die Erft, kommt; nun werden bald die Glocken von den Türmen der Stadt das schöne Fest einläuten, die Glocken, die unserer Stadt und ihren Menschen auf allen ihren Wegen Geleite geben das ganze Jahr über.

Längst schon haben wir zuweilen die schüchternen Liedchen gehört, irgend woher aus der Ferne:

„. . . . süßer die Glocken nie klingen,
als zu der Weihnachtszeit . . .",

oder wir haben uns schon einmal zurecht — und wieder in den Alltag rücken müssen, wenn wir die alte vertraute Weise nicht mehr los wurden:

„Alle Jahre wieder
kommt das Christuskind,
auf die Erde nieder
wo wir Menschen sind . . ."

Dann haben wir, wenn wir merkten, wie wir irgendwie am Wege verweilten, und wenn es auch nur in Gedanken war, daß wir uns einen Stoß geben mußten, der uns wieder in die Gegenwart beförderte, in der Sorgen und Besorgnisse so zahlreich sind, wie die Steine an der langen Landstraße. Und dann stellen wir fest, daß wir sicher zuviel an Geldbeutel und Geschenke denken, wenn wir an Weihnachten denken.

Ich habe da dieser Tage eine Zuschrift erhalten — zu lang, als daß man sie abdrucken könnte — die sich mit diesen Dingen beschäftigt.

Uebrigens könnten wir alle nicht von Herzen an den kommenden Weihnachtstagen froh sein, wenn wir nicht auch das uns selbstverständlich auferlegte Opfer für die notleidenden Mitmenschen gegeben hätten. Sicher hängen die kleinen Holzreiter, die dieser Tage gegen eine kleine, zusätzliche Spende vor dem Fest von der HJ. abgesetzt wurden, in reicher Zahl am deutschen Weihnachtsbaum.

Und so sind wir denn also wieder einmal in die nächste Nähe des schönen Festes der Liebe herangerückt; irgend ein Zimmer oder ein Behältnis ist uns verschlossen, weil das Christkind etwas dort niedergelegt hat, was wir auf keinen Fall schon sehen dürfen, und irgendwie nehmen wir in unserer Wohnung irgend welche Veränderungen wahr, die mit dem kommenden Fest zusammenhängen; denn es muß ja vorher auch noch einmal kräftig geputzt werden, eine Aktion, bei der wir Männer leicht im Wege stehen. Aber wir sind auf sowas vorbereitet, und wir tragen diese Aeußerungen ja bei jedem bevorstehenden Fest in heroischem Gleichmut, wie wir ja auch eben doch fast zu jedem Weihnachtsfest unser „praktisches" Weihnachtsgeschenk mit vollendeter Ueberraschung annehmen, die Sockenhalter, das Hemd oder die neuen Socken. Wir empfinden die Leere unseres schon stark geschrumpften Geldbeutels als eine gottgewollte Tatsache und denken:

„Es ist ja alles nur aus Liebe gut —
Es ist ja alles nur aus Liebe schön!"

* * *

Der Ansturm zum Fest

Wie gesagt: „dreimal werden wir noch wach!"

In diesem Jahr liegen die Feiertage mitten in der Woche; das hat angenehme und unangenehme Folgen; denn es gibt ja einerseits Leute, die garnicht genug Feiertage haben können, und es gibt — anderseits — wieder andere, die nur ungern die ewig gleich gestellte Uhr ihres Wirkens unterbrochen haben wollen. Es ist übrigens garnicht wahr, daß nichts schwerer zu ertragen wäre, als eine „Reihe von guten Tagen". Wer das Jahr über immerzu zu arbeiten hat, der weiß eine Reihe stiller Tage wohl zu schätzen. Wenigstens glaube ich das jetzt vor den Weihnachtstagen behaupten zu können. Nachher könnten wir uns ja noch einmal darüber unterhalten.

Noch sind jetzt die Tage, von denen Theodor Storm sagt: „Die stille Stadt durchschritt ich sorgenvoll . . .", denn wir wägen zwischen „Wollen" und „Können", und wir stellen alle immer so bald fest, daß eine Lücke klafft zwischen diesen beiden Begriffen. Aber das ist immer so; wir können schon zufrieden sein, wenn wir bei uns feststellen, daß wir noch Freude empfinden bei dem Gedanken, anderen eine Freude machen zu können, wenn sie auch n o c h so klein ist, und es ist sicher eine Binsenwahrheit, wenn wir — so ein paar Tage vor dem Fest — daran denken, daß die wahre Weihnachtsfreude und der wahre Weihnachtsfriede uns nicht von außen kommen können. Die Heilsbotschaft, die dieser Tage von den Türmen der Kirchen zu uns kommt, ist das Entscheidende, sie zu verstehen ist das Wesentliche, und diese Bereitwilligkeit auch ü b e r d i e T a g e d e r W e i h n a c h t h i n a u s zu erhalten, das ist das Wesentliche. Solche Erkenntnis bekommt man nicht g e s c h e n k t; man muß sie sich e r w e r b e n. Wir haben sie uns damals erworben, als Krieg war und unsere Weihnacht draußen feierten, draußen in fremden, fernen Landen. Man hat dann später rührselige „Stückchen" davon geschrieben, wie wir sie alle kennen; aber sie waren nicht unsere Empfindung und nach unserem Willen; damals haben wir uns die Heimat erworben, das Recht auf diese Heimat erstritten: im Graben, in den Batterien, in den Unterständen, und die Erinnerung an diese Zeit ist nicht nur für die, die dabei waren, ein Besitz, der die Freude an der späteren heimatlichen Weihnacht, mag sie noch so bescheiden sein, steigert und vollendet.

Licht und Schatten standen seit je um jeden freudigen Tag des Lebens; und auch die Erinnerung kann eine Last sein, die aber alle im Guten münden, wenn wir nur wollen.

Und so sind wir denn im Begriff, uns gleichsam einen Tannenzweig mit einem bunten Band — symbolisch natürlich — auf das unruhevolle Herz zu binden, und dann wird es sein, wie es schon immer war: Heimkehr zu uns selbst, ein paar Tage Ruhe und Stille, und dann wechseln wir aus dieser Stille wieder hinüber in den Alltag, in die Zeit „zwischen den Festen", dem Ende des alten Jahres zu, einem neuen entgegen.

* * *

Das Plüschsofa muß dran glauben?

Wie in der „Deutschen Siedlung" zu lesen war, ist auf der Tagung in Leipzig auch dem Plüschsofa Kampf angesagt worden, indem dort gesagt wurde, daß wir erreichen müßten, daß jedes junge Ehepaar eine gesunde Wohnung haben müsse; auch der alte Plunder und der Kitsch müsse aus den Wohnungen entfernt werden. Der Kitsch-Hauswart werde kommen, der den Leuten sagen werde, daß die alten P l ü s c h s o f a s z. B., die sich durch viele Generationen hindurch vererbt hätten, allmählich verschwinden müßten; denn sie seien nur Motten- und Ungeziefer-Herbergen und Sammelplätze für den Staub.

Wegen dieser an sich sicher erfreulichen Nachricht brauchen nun die Besitzer von Plüsch-Sofas nicht gleich in Ohnmacht zu fallen und zu Tode zu erschrecken, daß sie ein liebgewordenes Requisit vielleicht schon morgen aus der Wohnung entfernen müßten; so weit ist es noch nicht, vielmehr soll nach und nach dieses Stück Möbel aufhören, besonderer Mittelpunkt der deutschen Wohnung zu sein, wie das tatsächlich einst gewesen ist. Die Schreiner und Möbelleute, die Polsterer und wer sonst immer mit so was zu tun haben mag, hat sich wahrscheinlich längst vom „Plüschgeschmack" abgekehrt, so daß es eine reine Terminfrage sein sollte, wann das letzte Plüschsofa verschlissen ist, jenes vertraute Stück, auf dem schon vielleicht unsere Großeltern die Verlobungszeit verbracht haben, auf dem unsere Eltern vielleicht noch feierlich am „Morgen der Liebe" gesessen haben, und dessen Feierlichkeit auch noch irgendwie in unsere Jugend hineingestrahlt hat, wenn wir uns ihm gegenüber nicht hinreichend respektvoll benehmen, wofür wir dann jene zutiefst niederrheinischen Rüffel bezogen: „Josef, tu die dreckije Füß vom Sofa!"

Wie wir, die Kriegsgeneration, von so manchen Dingen, die wir als bestehend zwar nicht bewunderten, aber doch vollends ignorierten, Abschied haben nehmen müssen, so müssen wir uns also auch jetzt oder nächstens vom Plüschsofa trennen; wir sind nicht einmal gerührt dabei, aber wir werden doch ein Auge voll Wehmut und ein Auge voll Lachen daran tun, wenn es einmal uns irgendwo begegnet, wenn es „entrümpelt" werden sollte, und dann werden wir doch vor ihm zum Abschied den Hut ziehen müssen, und wenn man uns deswegen auch verlachen sollte. Denn das Plüschsofa ist ganz sicher ein Bestandteil unserer Jugend, die allerdings schon ziemlich respektlos mit ihm umzugehen pflegte, und wir fühlen uns deswegen auch nicht ganz unschuldig, wenn es nächstens dem „Kitschkommissar" zum Opfer fällt. Wir haben zwar dieses Opfer nicht g e f o r d e r t, aber wir haben es auch nicht v e r h i n d e r t.

* * *

„Ach, wenn müß man oft von böhsen Bübsen hören oder lesen . . . ."

Dieser Tage las ich in einer Krefelder Zeitung eine kleine Schilderung, die sich mit Neuß beschäftigt. Sie lautete so:

„Neuß stand fertig da, als die Ratsherren sich versammelten, der Stadt einen Namen zu geben. Viele Namen wurden vorgeschlagen, eb fand jedoch keiner rechten Anklang. Mißmutig wollte man die Sache schon vertagen, da kam zufällig eine Frau vorüber. Diese beschloß man zu fragen, und der Ratspräsident trug ihr (unter Hinweis auf die Stadt) sein und seiner Mitbürger Anliegen vor. Als er aber ausgeredet hatte, schüttelte die Frau heftig mit dem Kopfe und sprach: dat ist „Nüß", d. h. das ist Nichts (Unsinn). Und unter lautem Beifall wurde die Stadt „Nüß" getauft."

Nachdem wir nun endlich wissen, wie wir Neußer zu dem Namen unserer Stadt gekommen sind, ist es uns erfreulich leicht um das Herz; wir haben es immer schon geahnt, daß uns solche Weisheit schließlich einmal ausgerechnet aus K r e f e l d kommen würde, weil da so schrecklich kluge Leute wohnen. Um uns über solche Liebenswürdigkeit hinwegzutrösten, haben wir dann unseren neuen „Herder" aufgeschlagen, und wir haben dort gelesen, daß K r e f e l d „im wesentlichen erst im 18. Jahrhundert planmäßig vom Landesherrn" erbaut worden ist, während wir bei N e u ß lesen, daß wir — was wir natürlich längst wissen — schon im Alterkum vorhanden waren und damals „Novaesium" hießen, und daß wir im Jahre 1074 an die Erzbischöfe von Köln fielen, und wir wissen auch (was wir gar nicht oft genug und immer wieder wiederholen können), daß Neuß im Jahre 1475 im Kampfe gegen den Burgunder d a s war, was Wien im Kampfe gegen die Türken gewesen ist; und weil wir so was wissen, können wir über so billige Anekdötchen über Neuß, wie sie da in einer Krefelder Zeitung standen, nur freundlich lächeln. Und wenn wir Zeit hätten, würden wir vielleicht auch solange am Federhalter quetschen, bis wir uns eine m i n d e s t e n s so geistreiche Anekdote über „Kri—evelt" abgequält hätten. Aber wir wollen das lieber lassen und wollen nur auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege unseren nördlichen Nachbarn sagen, daß wir ungewöhnlich stolz auf unser „Nüß" sind, und daß wir uns zu d e n deutschen Städten zählen, die dazu allen Grund haben, im Gegensatz zu einigen anderen. Setzt Euch, Kinder!

* * *

Bedenkliche Statistik!

65 Prozent aller verbrauchten Schokolade wird von den M ä n n e r n verkimmelt! Diese so schlicht, nur mit einem Ausrufungszeichen bekleidete Behauptung stand in einer Kopenhagener Zeitung, die eine entsprechende Rundfrage veranstaltet hatte.

Ob solcher Behauptung werden wir Männer natürlich ein bißchen verlegen, wenn wir uns auch hinter der Behauptung verstecken könnten, daß die Kopenhagener Männer vielleicht eine Ausnahme machen und besonders „süß" wären; immerhin aber ist diese Feststellung bedenklich, und wenn die Zeitung nun auch noch durch eine andere Rundfrage feststellen sollte, daß 65 Prozent der Z i g a r e t t e n von den F r a u e n geraucht werden, dann haben wir eine neue Sorge, wie man diese Dinge wieder auf den richtigen Weg zurücklenken könnte, nämlich so, daß die Frauen 65 Prozent der Schokoladenfabrikation und die Männer 65 Prozent der Zigarettenfabrikation vertilgen, was ja wohl eigentlich die „richtige", oder sagen wir die r i c h t i g e r e Rate wäre.

Uebrigens behauptet die Kopenhagener Zeitung auch noch, daß die Männer ihrer Schokoladenleidenschaft im G e h e i m e n frönen, wahrscheinlich, weil sie sich schämten, es öffentlich zu tun; und diese Feststellung gibt uns Männern die Hoffnung, daß die Statistik vielleicht so zustande gekommen ist, daß man in den Geschäften festgestellt hat, wer die Schokolade kauft; damit wäre allerdings noch nichts bewiesen. Denn die vielen guten „Onkels" bringen oft Schokolade mit, wenn sie zu den Nichten und Neffen gehen, die Oppas haben durchweg ein gleich gutes Herz, und auch der Ehemann ist oft leicht geneigt, solche Sachen gleichsam als „Drachenfutter" mit nach Hause zu bringen, ohne daß er nun etwa solche süße Sachen auch verzehrte.

Etwas Richtiges ist aber allenfalls an den Kopenhagener Ermittlungen: die Männer sind tatsächlich „süßer" geworden; ob die Prozentzahl allerdings schon so weit vorgeschritten ist, das können wir nicht glauben; zuletzt ist es ja auch keine Schande, w e n n es so wäre. Im Krieg haben wir jedenfalls alle mit Begeisterung Schokolade gegessen.

Diaz.

Wenn der Storch Reklame macht . . . .

Das war in dem ungarischen Städtchen Miskolcz. Da war ein tüchtiger Geschäftsmann, der Kinderwagen zu verkaufen hatte, auf einen Gedanken verfallen, der sich als ebenso zugkräftig wie ausgefallen erwies. Dieser Mann hatte sich ein Storchennest verschafft und auch einen Langschnabel dort untergebracht. Der Anblick erregte begreifliches Aufsehen und lockte vor allem die liebe Jugend an. Mit ihr strömten die Käufer herbei. Aber mit ihr kam auch die hohe Obrigkeit in Gestalt eines Polizisten. Der meinte, hier liege ein strafbarer Fall von Tierquälerei vor, denn der Vogel sei angebunden. Das wurde von dem Manne mit den Kinderwagen energisch bestritten. Der Storch sei kraft seines Selbstbestimmungsrechtes dort oben und erfreue sich vollkommener Freiheit. Aber der Polizist schenkte diesen Versicherungen keinen Glauben, und er unterzog sich schließlich der Mühe, Freund Adebar in seiner Behausung aufzusuchen, um das Befinden des Tieres einwandfrei festzustellen. Aber das opfervolle Unternehmen des pflichteifrigen Beamten nahm einen schmerzlichen Ausgang. Als der Storch nämlich den Polizisten herannahen sah, erblickte er darin eine feindselige Handlung, und er versetzte dem Beamten einen gehörigen Schnabelhieb, so daß der Unglückliche kopfüber von der Leiter fiel und das Bewußtsein verlor. Es stellte sich dann noch heraus, daß der Vogel seinem vermeintlichen Widersacher ein Stück Fleisch aus dem Gesicht gerissen hatte. Nunmehr nahm die Polizeibehörde die Sache in die Hand. Der Mann mit den Kinderwagen wurde mit einer Geldstrafe von 50 Pengö bedacht. Das sind keine 25 Mark. Aber als sich der Verurteilte mit diesem Urteil nicht zufrieden gab, wurde der Betrag in der Berufungsinstanz gar auf das Vierfache erhöht.

Rücksichtsvoll

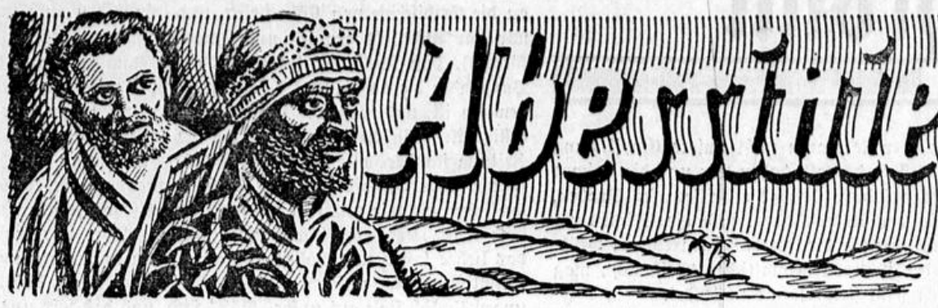
Der alte Förster des Grafen bekam seit Jahren sein Ruhegehalt, und da er schlecht auf den Beinen war und in der abgelegenen ehemaligen Fasanerie wohnte, kam an jedem Ersten seit vielen Jahren die treue Therese, um das Geld zu holen. Als sie diesmal im Schloß erschien, ließ sie der Graf auf sein Zimmer bitten.

„Ich habe gestern erfahren, daß mein alter Förster schon seit zwei Jahren tot ist!"

„Freili, freili, zwei Jahre mögens schon sein!"

„Und da holen Sie bei mir immer noch das Geld für ihn?" sprach der Graf mit hohem Zorn.

Die alte Therese wischte sich mit der Schürze übers Gesicht. „Ja mei — i hab mir halt denkt — der Herr Graf hatten doch den Förster sehr gern — i wollt Ihnen halt den Schmerz ersparen!"



Abessinien – wie es ist

Ein Querschnitt durch Land und Volk des schwarzen Kaiserreiches

von KARL FISCHER

Krusch

(4. Fortsetzung)

Amüsant die Legenden, mit denen die einzelnen Stämme ihre Herkunft ableiten. Bei den meisten sind die Urahnen Adam und Eva, selbst bei den heidnischen, die das Christentum und das alte Testament nur von Erzählungen ihrer Nachbarn her kennen. Die Galla sollen zum Beispiel Nachkommen einer abessinischen Prinzessin sein, die sich mit einem Guragesklaven vergaß während Stämme der Galla behaupten, daß sie direkt von Adam und Eva abstammen, wenn Adam allerdings auch seine Frau nach der Geburt des ersten Kindes verstoßen habe. Andere Gallastämme wollen wiederum eine der sieben Töchter Evas zur Ahnfrau haben, die sich in dem jetzt von diesen Stämmen bewohnten Gegenden niedergelassen und dort den Grundstock eines Volkes geboren habe. Wer der männliche Ahn gewesen sein soll, lassen die Eingeborenen allerdings offen, denn schließlich nimmt man es bei Legenden nicht so genau.

Meist sind die Abstammungslegenden aus Haß entstanden: Irgendein Stamm, der dem andern etwas Böses antun wollte, sagte ihm eine schreckliche Herkunft nach, worauf der geschmähte Stamm entweder zu den Waffen griff, oder, was angesichts der Unzahl von Legenden viel wahrscheinlicher ist, die Schmähllegende in ihr Gegenteil umkehrte oder eine herabsetzende Abstammungsgeschichte über den Gegner erfand. Gemeinsam ist vielen Legenden, daß Adam und Eva oder einer ihrer Abkömmlinge „über das Meer kam", was möglicherweise darauf hindeutet, daß auch die nichtabessinischen Völker Aethiopiens asiatisches oder arabisches Blut in sich tragen und vor vielen Jahrhunderten über das Meer, nämlich das Rote Meer oder den Golf von Aden auf den afrikanischen Erdteil gekommen sind. Diese Zeit müßte man für die Abessinier selbst allerdings auf mindestens 2000 vor Christi oder noch früher ansetzen, während die streitbaren Danakil und die wilden und grausamen Galla vielleicht erst im Mittelalter nach Aethiopien gekommen sind.

Bemerkenswert ist, daß alle Völker des äthiopischen Reiches Aethiopien auch als ihre angestammte Heimat betrachten und sich keineswegs als Fremdlinge oder Fremdstämmige fühlen. Manche kümmern sich natürlich überhaupt nicht um die Landesgrenzen, die Nomaden nämlich, für andere aber gibt es außerhalb Aethiopiens nichts mehr auf der Welt, zum mindesten interessiert es sie so wenig, wie der Europäer sich für Dinge außerhalb seines Planeten interessiert.

Alle Bewohner der Gebiete an der Ostgrenze sind trotz mancher Untugenden überaus zäh und tapfer und in einem Kleinkrieg nicht zu unterschätzende Gegner. Sowohl Ual-Ual wie Adua liegen in solchen Gebieten. Allerdings sind die Stämme geradezu erbärmlich ausgerüstet. Meist haben sie nur Bleikugeln, selbst wenn sie zum Heer eines Grenzfürsten oder eines im Innern residierenden Ras gehören. In den weniger ruhigen Zeiten mag sich hierin manches geändert haben. Sonst sind aber nur die Garden des Kaisers mit modernen Gewehren und Stahlmantelgeschossen verschiedener Herkunft ausgerüstet

Legenden um das Kaiserhaus

Mit Legenden umgibt der Aethiopier nicht nur die Abstammung seiner Völker, sondern auch vieles, was sich in der Gegenwart zuträgt oder in der nahen Vergangenheit zugetragen hat. Der gefangene Kaiser Lidj Jassu, der seit langem ein einsames und stets gefährdetes Dasein in Fitiche, einem bedeutenderen Flecken der Provinz Schoa führt, ist ein beliebtes Legendenobjekt. Man muß zunächst wissen, daß sich der jetzige Negus Negesti nicht ganz mit Recht als Mitglied der salomonischen Dynastie bezeichnet, sondern bestenfalls mit dem früheren Kaiser Lidj Jassu entfernt verwandt ist. Manche Forscher behaupten sogar, daß der Kaiser mit dem früheren Kaiserhaus familär überhaupt nichts zu tun habe. Die letzte Annahme ist wohl nicht ganz richtig, denn man hätte dann kaum eine Erklärung dafür, daß der jetzige Negus und damalige Ras Tafari während der dynastischen Schwierigkeiten einen Mann am Leben gelassen hätte, von dem das Volk felsenfest überzeugt war, daß er ein direkter Nachkomme Salomos und der Königin von Saba war, während es gewußt hatte, daß der Regent und spätere Negus Negesti nur ein „Emporkömmling" ist.

Die Sache verhielt sich so, daß Menelik, als er seinen Tod nahen fühlte, — auch über den Tod Meneliks II. gibt es einen Haufen Legenden, bei denen seine Gattin nicht am besten wegkommt, — zu seinem Nachfolger den Sohn seiner einzigen Tochter, den jungen Jassu, ernannte. Die Tochter Meneliks war mit einem Manne verheiratet gewesen, dem Ras der Provinz Wollo, der ursprünglich Mohammedaner gewesen und später erst zum Christentum übergetreten war. Ihr Sohn Jassu der ernannte Kronprinz, wurde daraufhin von der äthiopischen Geistlichkeit schwer verfolgt und später sogar exkommuniziert. Lidj Jassu war darauf vogelfrei, zumal auch alle Teilfürsten von dem Eide auf den inzwischen zum Kaiser gekrönten Lidj Jassu entbunden wurden.

Als Prätendent trat Ras Tafari, der Sohn eines Generals Meneliks, auf, und in einer Schlacht unterlag Jassu. Zwar konnte er entfliehen, aber bald holten ihn Abessinier ein, und setzten ihn in Fitiche in Gefangenschaft. Daß sie ihn nicht töteten, war wohl nur darauf zurückzuführen, daß sie sich fürchteten, das Blut eines Nachkommen der Königin von Saba zu vergießen.

Man behauptet, daß Lidj Jassu mit goldenen Ketten gefesselt in Fitiche lebe. Auch das ist ein Märchen. Die goldenen Ketten gehörten lediglich einmal einem ungetreuen Teilfürsten, der sich vom Kaiser die Erlaubnis erbeten hatte, seine eigenen Ketten zu seiner Fesselung mitbringen zu dürfen. In Wirklichkeit kann sich Lidj Jassu verhältnismäßig frei bewegen, und die Zahl seiner Wächter ist so klein, daß allein daraus die Stärke des jetzigen Negus gegenüber dem ehemaligen Kaiser und auch gegenüber dem alten Kaiserhaus zu entnehmen ist.

Der Negus Negesti ist der Ansicht, wenigstens erklärte er das vor kurzem, daß ein Wiederaufflammen der dynastischen Auseinandersetzungen ausgeschlossen sei. Manche Abessinier sind anderer Meinung und verweisen auf den Kaiser Johannes, den Vorgänger Meneliks, der von den Engländern eingesetzt worden war, aber ebenfalls nicht der sogenannten salomonischen Dynastie angehört hatte. Nur der Tod Johannes' in einer Schlacht gegen die Derwische (1889) verhinderte seinerzeit einen dynastischen Krieg in Aethiopien.



Abessiniens Kriegsminister

(Associated Preß.)

Was jetzt die Stellung des Kaisers stärkt, ist die Tatsache, daß zwei Drittel der äthiopischen Bevölkerung keine Abessinier sind und daher nicht das geringste Interesse an einem Kampf um die Legalität des jetzigen Throninhabers haben. Ihre Fürsten sind auf der anderen Seite aber dem Negus ergeben, ungeachtet aller Stammesgegensätze, so daß der Kaiser Haile Selassi, der erste energische Monarch seit dem großen Menelik, um seinen Thron vorerst nicht zu bangen braucht, zumal er ein kaum weniger geschickter Diplomat ist als Menelik II., der der erste Kaiser war, dem die Unterwerfung der Provinzfürsten eigentlich erst gelang

Die ungehobenen Bodenschätze

Ob die Wege richtig sind, die der Kaiser Haile beschreitet, um sein Land reicher und glücklicher zu machen, wird von manchen Abessiniern bestritten, obwohl seine kraftvolle Persönlichkeit überall Achtung findet. Dem einen abessinischen „Meckerer" ist der Kaiser zu europäisch, dem anderen, der vielleicht an die Europäisierung der Türkei denkt, ist er es zu wenig. Man kann dazu nur sagen, daß der Kaiser und seine Berater ebenso gut wie viele an Abessinien interessierten Mächte wissen, welche Reichtümer der äthiopische Boden birgt. Das hat er durch seine Konzessionsverträge, die in den letzten Wochen so viel von sich reden machten, bewiesen. Aethiopien ist volkswirtschaftlich zu schwach, um die Erschließung der Bodenschätze aus eigener Kraft durchzuführen. Daß es eine nicht unbedenkliche Sache ist, fremdes Geld unbeschränkt ins Land zu lassen, wie es die fortschrittlichen Aethiopier wünschen, weiß man in Addis Abeba natürlich sehr genau. Deshalb hat sich der Negus erst jetzt angesichts der sich durch Italien ergebenden Notlage dazu entschlossen, Konzessionen zur Hebung der Bodenreichtümer zu erteilen.

Nicht ohne Interesse ist eine gewisse geschichtliche Aehnlichkeit zwischen Aethiopien und Japan. Nur wenig später als Japan wurde Aethiopien unter Menelik eine Macht, die nach langem Isoliertsein im Konzert der Völker zwar nur ein bescheidenes Flötchen spielte, die aber immerhin, genau wie Japan um diese Zeit, die ersten Versuche machte, mit dem fernen und reichen Europa in Fühlung zu gelangen. Handelsverträge, die schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts abgeschlossen worden waren (mit den gleichen Mächten, die sich heute so brennend für Aethiopien interessieren, nämlich Frankreich, Italien und Großbritannien), wurden erneuert, europäische Gesandtschaften zugelassen und das ganze Land den Europäern geöffnet. Die ersten Konflikte mit den Europäern, vor allem die Schlacht von Adua, kann man, wenn man will, dem für Rußland ungünstigen russisch-japanischen Krieg gleichsetzen usw. Nur fehlte den äthiopischen Völkern die außerordentliche Kultur Japans und der ausgeprägte Stolz und Imperialismus der Insel, der — im Gegensatz zu dem volkarmen Abessinien — Japan nahezu gebieterisch auf den Weg wies, den es in den letzten fünfzig Jahren gegangen ist. Psychologisch ist daher die eindeutig proabessinische Haltung Japans verständlich, ohne daß man gleich von einer „farbigen Gefahr" zu sprechen braucht. Andererseits schwebt den erwähnten fortschrittlichen Abessiniern Japan als Ideal vor, dem Negus Negesti wahrscheinlich auch, was wiederum begreiflich macht, daß Japan mit viel geringeren Schwierigkeiten in Aethiopien wirtschaftliche Vorteile fand und ausnutzen konnte, als irgendeine europäische Macht. Abessinien und die japanisch-abessinische Freundschaft wären heute wahrscheinlich schon sehr viel weiter, wenn die Politik Meneliks II. bis heute eindeutig weiter verfolgt worden wäre und nicht durch die dynastischen Schwierigkeiten und die im Grunde nicht allzu fremdenfreundliche Einstellung des jetzigen Kaisers einen spürbaren Knick erlitten hätte.

Wenig bekannt ist, daß Aethiopien bis vor knapp hundert Jahren nur formal ein Reich unter einem Monarchen war. Erst der Usurpator Kassa (ab 1855) später König Theodor genannt, einigte das Land mehr oder weniger, und erst unter ihm wurde die Provinz Schoa, in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt Addis Abeba, Abessinien angegliedert. Sein Nachfolger Johannes, Lehnsherr einer nördlichen Provinz, teilte dann das eben geeinte Reich wieder auf, bei welcher Gelegenheit Menelik König von Schoa wurde. Unter Menelik wurde das Land dann, was es heute ist, nämlich ein im großen und ganzen tatsächlich unter einem absoluten Herrscher geeintes Land von mehr als einer Million Quadratkilometern. Rein formell war jedoch Aethiopien etwa seit dem vierten Jahrhundert eine ewige Monarchie — wie etwa Japan, in dem der Kaiser auch nichts zu sagen hatte, bis die Macht der Schogune im vorigen Jahrhundert erlosch.

Wie man in Aethiopien Recht spricht

Feta-Negest heißt das abessinische Gesetzbuch, dessen Beginn sich im Dämmern der frühen christlichen Zeit verlieren soll. Jedenfalls ist die Gesetzessammlung noch in altäthiopischer Sprache erhalten, was aber nicht besagt, daß sie schon so lange im heutigen Aethiopien in Gültigkeit war. Sollte es stimmen, daß die Feta-Negest schon vom Konzil von Nizäa im Jahre 325 gebilligt und für die arabischen und ägyptischen Kopten ins Arabische und Altäthiopische übersetzt worden sei, was gemessen an dem Alter anderer koptischer Riten und noch vorhandener Dokumente durchaus möglich ist, so hätte es immerhin noch etwa 1200 Jahre gedauert, bis sich die Abessinier diesem Gesetz unterwarfen.

„Nach dem Buchstaben des Gesetzes" wird aber in Aethiopien fast nie geurteilt. Gewöhnlich kann der Richter die Strafe nach Gutdünken bestimmen, was um so erklärlicher ist, als ein so altes Zivil-, Straf- und Kirchenrecht Vergehen „modernerer" Art nicht enthält.

An einer Gerichtsverhandlung beteiligt sich stets der ganze Ort. Solche Verhandlung kann außerordentlich lange dauern, wenn es sich auch nur um ein gestohlenes Huhn handelt. Erstaunlich ist die Beredsamkeit der Aethiopier. Sie zerreden, etwa bei einer solchen Gerichtsverhandlung, einen Fall so gründlich, daß niemand mehr weiß, wer schuldig ist oder nicht. Gewöhnlich wählen sie dann den Ausweg, einen Vorübergehenden zu bitten, in der Sache zu entscheiden, und dann geht entweder die Geschichte von vorn los, oder der Hinzugekommene erledigt den Fall in einer Minute. Es gibt aber auch Verbrechen in Abessinien, die in „aufgeklärten" Ländern keine Verbrechen mehr sind, so vor allem Rückfälle in heidnische Gebräuche. Wenn wir einer englischen Reisenden glauben dürfen, wenden abessinische Richter in solchen Fällen noch Gottesurteile an, wie sie im Mittelalter auch bei uns üblich waren. Der angeblich Schuldige, der, sagen wir, der Zauberei angeklagt ist und gegen den sich die drei notwendigen Schuldzeugen (wie im mosaischen Recht) nicht finden lassen, muß sich beispielsweise die Zunge mit einer glühenden Kohle verbrennen lassen. Hält er diese Prozedur aus, so gilt er als unschuldig und der Kläger wird bestraft. Es soll aber gewisse Tricks geben, die den Schuldig-Unschuldigen unter Umständen von den Exekutionsbeamten verraten werden und die den Beklagten jedes Gottesurteil überstehen lassen.

Vom äthiopischen Eherecht hatten wir bereits gesprochen. Eine wesentliche Rolle spielen im übrigen neben den allgemeinen Vergehen religiöse Verbrechen. Auch hier steht es dem Richter meist frei, zu entscheiden ob diese oder jene Handlung, die ein Beklagter begangen hat, mit dem Willen Gottes in Einklang zu bringen sei oder nicht. Da die Verbrechen und ihre Auslegung meist sehr eindeutig sind und sich auf Götzendienerei, Zauberei und ähnliches beschränken, werden sie dem Richter gewöhnlich keine großen Schwierigkeiten bereiten, zumal er ja im Notfall einen Priester um Rat fragen kann.

(Fortsetzung folgt)

MODE UND HEIM

Das Kind in der Krippe

„. . . denn ihrer ist das Himmelreich"

Aus dem schweigenden Tannendunkel der deutschen Wälder ging der erste Christbaum hervor, und erst nach der Reformation, der eigentlichen Besinnung auf deutsche Frömmigkeit, glühte er auf im Kerzenlicht in einer deutschen Stadt des Mittelalters — im wunderschönen Straßburg. Mit ihm das ganze Land der deutschen Weihnachtswelt, und bis auf den heutigen Tag gab und gibt es wie nirgends gerade im deutschen Land und in allen seinen Gauen eine Fülle der schönsten Weihnachtslieder und -spiele; uralte, mündlich durch Generationen überlieferte, sorgfältig erforschte und bewahrte.

Da sind die Herbergs- und Hirtenspiele, die Advents- und Paradiesspiele, die Mitternachtsmessen, das Kindlsingen, die Heiligen Drei Könige, die aus Mohrenland oder Franken- und Schwabenland kommen, und wie alle die lieben, so herzhaft verdeutschten Dinge dem Kinde zu Ehren erfunden wurden. Was da verborgen ist an köstlichster Volkspoesie, an unzähligen phantasievollen Abwandlungen des ewig gleichen Heilandsmotivs, wie tapfer gereimt die göttlichen Dinge sich in die bäuerliche Dorfwelt fügen, wie tief der Zusammenhang mit dem Religiösen, wie dichterische Freiheit und liebliches Ungeschick mit Herzenswärme sich verbindet, bald wieder ein feiner Stift eine unvergängliche Melodie aufzeichnet, wie beabsichtigte oder unbeabsichtigte Schnurrigkeit, besonders in den Hirtenszenen, eine ganz nahe Beziehung zu den Fragen des Glaubens herstellen, und wie das alles doch zuletzt der Güte des Heilands ans Herz gelegt wird: „Liebes Kindl, wirst schon wissen, weilst bist Mensch und Gott zugleich, daß bei uns gibt schmale Bissen — —", und: „Schlaf', Jesulein zart, das Bettlein ist hart, das Kripperl ist kalt, schlaf', Jesulein, bald, ach, schlaf', ach' tu' deine Äugelein zu, gib und schenk' uns die ewige Ruh!"

Wenn unter vielen ein tiefes Symbol dieser Vergottung und Vergötterung des Kindes zugrunde liegen mag, eine Vergottung, die letztlich die Heilandsgeburt zum höchsten aller Kirchenfeste erhob, so ist es immer und immer wieder die tiefe Scham der Menschheit darüber, dieses Gottesgeschöpf nicht erkannt, das Wunder und den Weg dieses einzigen Menschen nicht von Anbeginn an gewürdigt, ihn nicht beschenkt, behütet, geliebt zu haben, da er noch auf Erden als Kind und klein und leidlos und seiner Mutter Freude war — ehe er den Dornenpfad ging nach Golgatha. Und darum, um das wiedergutmachen zu können, kommen bis auf den heutigen Tag die Hirten aus den Tälern, die einfältigsten und frömmsten am Herzen des Volkes, und bringen ihre Gaben, und die Heiligen Drei Könige gehen von Tür zu Tür, und die Kinder singen: „Und fehlen Weihrauch, Myrrhen und Gold, schenke dein Herz dem Kindlein hold!"

In langem Zuge gehen sie durch die Jahrhunderte zurück nach Bethlehem, zurück zu dem Kind in der Krippe, das noch nicht der Welt Sünde trägt, und schauen es in seiner Schuldseligkeit und beten es an. Denn Kindheit ist allen Völkern heilig, insonderheit aber dem deutschen Volk, und aus dieser Erkenntnis ist ihm das Fest der Liebe entstanden. Das Fest der Kinder, denn ihnen gehört es. Dem Kinde singen die Glocken mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht, ihm flammen die Christbäume, ihm leuchten die Kinderaugen, ihm klingen die herrlichen Weihnachtslieder, ihm bietet der Schatz der Liebe sich willig an, zu fühnen an unzähligen Kinderherzen, was die Welt in Fühllosigkeit und Härte an einem einzigen verbrach. Wie der strahlende Baum, so leuchtet, behangen mit allen Früchten guten Menschheitswillens, mit allem Rausch und Flittergold seiner schönsten Wünsche, Hoffnungen, Vorsätze und Erkenntnisse durch die Zeit in die Zukunft, der Glaube an die Kommenden, die klein und schuldlos unter uns weilen, und es leuchtet das Wort, das jener sprach, schon halb gewendet von dieser Welt:

„Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!"

Launen der Mode

Lichterglanz in der Skihütte



Ein Weihnachtsfest in den Bergen, eine Christnacht unter dem ewigen Sternenhimmel inmitten der verschneiten Einsamkeit ist ein unvergeßliches Erlebnis. Natürlich darf bei der kleinen abendlichen Feier in der Skihütte auch ein Tannenbäumchen nicht fehlen, aber man verzichtet auf Festkleider im Sinne der Stadtmenschen. Die junge Dame links hat zur dunkelblauen Skihose und den geschnürten hellen Gamaschen einen sehr kleidsamen, lichtblauen, handgestrickten Pullover mit Rollkragen und dunklen Kugelknöpfen angelegt. Besonders originell ist das auf den Hüften aufspringende Schößchenteil des Pullovers. Unser zweites Modell zeigt einen tabakbraunen Hosenrock mit angearbeiteten Trägern und eingesticktem Monogramm, zu dem eine hellgelbe Wollbluse mit dunkelbraunem Linienkaro getragen wird. Ein glattes, quergeripptes, blaues Wollkleid in hübscher Verarbeitung ist das dritte Modell, dessen einziger Schmuck aus einem sehr breiten, roten Ledergürtel, rotem, eng um den Hals geknüpften Tuch und roten Knöpfen besteht. Dem sportlichen Hintergrund paßt sich auch die Festkleidung an, aber der Lichterglanz fällt auf strahlende Gesichter und zaubert eine Stimmung hervor, die allen tiefstes Erlebnis werden wird.

Der brennende Pudding

und andere Vorschläge für die Weihnachtstage

Einen großen Anteil an der festlichen Stimmung der Weihnachtstage hat das Gelingen der Mahlzeiten und die ansprechende, reizvolle Art, weihnachtliche Gerichte aufzutragen. Als Vorspeise zum Beispiel kann man die Leber des weihnachtlichen Geflügels, also der Gans, der Ente oder des Puters, zu einer pikanten Farce verarbeiten, die man in ungesüßte Mürbeteigtorteletts füllt und zum Kaltauftragen mit Aspik übergießt oder warm reicht, nachdem man sie mit Käse überstreut und hübsch garniert im Ofen rasch überbacken hat.

Um das Geflügel einmal in anderer Form anzubieten, empfehlen wir das folgende Rezept: Gefüllten Puter! Der ausgenommene, gewaschene und wie gewöhnlich zubereitete Puter wird mit Speckscheiben umwickelt und recht saftig gebraten. Nun löst man die Brust mitsamt dem Brustknochen ab, so daß der Rest des Rumpfes wie ein offener Kasten zurückbleibt. Aus zwei Eßlöffeln Butter, ebensoviel Mehl, Fleischbrühe, einem Glas Wein, etwas Zitronensaft und Eigelb nach Geschmack bereitet man eine Creme, die man über das fein in Scheiben geschnittene Brustfleisch gibt und noch kleingeschnittene Champignons hinzufügt. Damit füllt man die Höhlung des Rumpfes aus, streicht sie glatt, belegt sie mit Butterflöckchen und streut dick Parmesankäse darüber. Man legt den Puter in eine feuerfeste Schüssel, umgibt ihn mit einem schön in Fleischbrühe gekochten Reisrand, garniert mit geschmorten Äpfeln und Tomaten und überbäckt ihn im ganzen schön goldgelb.

Deutscher Plumpudding, orennend, ist eine sehr hübsche und wohlschmeckende Nachspeise. Wir brauchen 250 bis 275 Gramm geriebene gesiebte Semmel, die mit einem viertel Liter kochender Milch übergossen wird. Dann rührt man ein viertel Pfund Butter darunter. Nachdem die Masse erkaltet ist, gibt man dazu 130 Gramm gereinigte Korinthen, 130 Gramm entkernte, in Stücke geschnittene große Rosinen, 30 Gramm geschnittene Pomeranzenschale, ebensoviel Zitronat, 100 Gramm feinen Zucker und eine Messerspitze Salz, etwas Muskatnuß und feinen Zimt. Wenn alles gut durchgemengt ist, gießt man zwei mit zwei Löffel Kognak verquirlte Eier dazu und füllt die Masse in die gefettete und mit Bröseln ausgestrichene Form, die man drei bis vier Stunden im Wasserbade kocht. Beim Auftragen übergießt man den Pudding, der mit einer Weinschaumtunke gegessen wird, mit Rum und zündet ihn an.

Gänseleberpastete ist eine besondere Delikatesse, deren Herstellung auch noch verraten sei: Man bereitet aus 500 Gramm Mehl, 200 Gramm Butter, drei Eigelb, einem ganzen Ei und einem achtel Liter kalten Wassers einen Teig, den man einige Stunden in ein feuchtes Tuch schlägt und ruhen läßt. Dann rollt man ihn messerrückendick aus und sticht mit dem Weinglas runde Böden aus, während man aus kleinen Streifen, die man mit Eigelb festklebt, die Ränder der Pastetenbecher formt. Die Gänseleber wird nun in runde, halbzentimeterdicke Stücke geschnitten und mit Trüffelstückchen gespickt. Die Abfälle der Leber werden fein gewiegt und mit Speck, Sahne, Pfeffer, Thymian und Salz zu einer dicken Farce verarbeitet. Nun bestreicht man den Boden jedes Pastetchens mit Farce, gibt eine Scheibe Leber darauf, gibt wieder Farce darüber und schließt das Pastetchen mit dem Deckel, um sie hellbraun zu backen. Aus den Trüffelabfällen bereitet man eine sämige Trüffeltunke — saure Sahne, ein wenig Weißwein, Salz, Pfeffer, Zitronensaft —, gibt ein wenig davon in jedes Pastetchen und reicht den Rest zu den heißen Pasteten in der Tunkenschüssel.

Der Baum im Lichterglanz

Achtung, Feuersgefahr!

Die Feuerwehr hat in den Weihnachtstagen stets erhöhte Alarmbereitschaft. Noch viel zuwenig werden die Vorschriften beachtet, die die Feuersgefahr beim brennenden Weihnachtsbaum herabmindern. Stets sollte beispielsweise hinter jedem Baum ein wohlgefüllter Eimer mit Wasser stehen, der im Bedarfsfalle über einen brennenden Zweig geschüttet werden kann, bevor das Feuer um sich greift und gar noch Schaden in der Wohnung anrichten kann.

Wenn darauf geachtet wird, daß der Baum auch recht fest aufgestellt ist, wird viel Unheil vermieden. Jedes Kreuz, das auf hochgestelltem Tisch oder auch auf dem Fußboden aufgerichtet wird, soll von allen Seiten beschwert werden. Alte eiserne Bügelbolzen oder weniger kostbare Lexikonbände tun in diesen Fällen gute Dienste. Man kann diese Stützen ja durch Tannenzweige verkleiden. Auch sollen Näschereien niemals so tief am Baum aufgehängt werden, daß Kinderhände oder gierige Hundeschnauzen sie erreichen können. Sie rupfen meist in aller Eile so energisch am Zweig, daß der ganze Baum nachgibt und brennend zu Boden stürzt.

Die Lichter, die nicht in den Halter passen wollen, werden am unteren Ende ein wenig angewärmt und dann eingedrückt. Sie halten auf diese Weise doppelt so gut. Damit sie überdies noch das Tropfen verlernen, taucht man sie vor der Benutzung in Salzwasser. Es genügt auch, den Dochtrand mit Salz zu bestreuen.

Was tun Sie,

... wenn das Brot trocken und wenig schmackhaft wurde? Wir bestreichen es mit ein wenig Milch und backen es zehn Minuten lang bei mäßiger Wärme im Ofen auf.

Das praktische Heim



Rings um die Festtafel

Die Hausfrau freut sich, die festlich gedeckte Weihnachtstafel, die mit blinkendem Geschirr, Tannenzweigen, weißen Kerzen, großen Kugeln an silbernen Bändern und kleinen Überraschungen geschmückt ist, mit köstlichen Gerichten zu besetzen. Man hat die Auswahl zwischen der herkömmlichen knusprigen Gans, umgeben von gefüllten, gebratenen Äpfeln (Mitte) oder einem Puter mit Champignonragout und einer feinen Fleischfüllung, die in Scheiben geschnitten dazu gereicht wird. Als Nachspeise ist ein deutscher Plumpudding, brennend aufgetragen, ebenso wirkungsvoll wie eine reizend mit Guß, Aufschrift und kleinen Pilzen verzierte Nußcremetorte. Für den Abend empfehlen wir einmal etwas Neues: ungesüßte Mürbeteigtorteletts, die mit einer überbackenen Farce aus der Putenleber gefüllt sind, oder ein Rinderfilet, das mit Gänseleber gefüllt und schön mit Tomaten- und Endiviensalat angerichtet ist. Damit sind die beiden Festbraten für mindestens zwei Mahlzeiten gut ausgewertet und in einer nicht ganz alltäglichen Form aufgetragen. Denn auch der Magen, möchte sein Fest haben!

Festliche Modeattribute

Ein enganliegendes glattes Seidenkleid im Abendkleidschnitt gewinnt an „Größe", wenn wir darüber einen Überwurf aus zartestem Tüll tragen, ein zweites Kleid mit reichem gerüschten Volant und strahlenförmigen, steifen Ärmelchen, die von der Schulter abstehen.

Ein dunkles Samtkleid wird ohne jedes Beiwerk in edler, antiker Linie verarbeitet und mit breiter Raffung hoch zum Hals hinaufgezogen. Doch wird es vorn unter der Raffung aufgeschnitten und erhält einen Zwischensatz aus zart plissierter Seide, die mit dem Samt in der Farbe kontrastiert oder eine hellere Schattierung der gleichen Farbe darstellt. Mit dem gleichen Material werden die überlangen, bis zum Ellbogen auf der Innenseite geschlitzten Ärmel gefüttert.

Ein einfaches dunkles Woll- oder Seidenkleid gewinnt eine elegante Note durch einen breiten Ledergürtel im gleichen Farbton, der mit weißen Lederapplikationen vorn besetzt ist und rückwärts mit einer großen Schnalle schließt.

Man braucht keine besonders kostspielige Abendhülle für festliche Gelegenheiten, wenn man zarten Chiffon oder ähnliche Gewebe doppelt zusammenlegt, in der Art eines riesigen Dreiecktuchs, und eine Ecke mit dem Monogramm der Trägerin in breitem Flitter- oder Silberband versieht.

Diademe im Haar sind bei festlichen Gelegenheiten sehr beliebt. Wer diese Mode mitmachen möchte, ohne sich falschen Schmucks zu bedienen, schlingt aus mittelbreiten Streifen des Kleiderstoffes eine kleine Flechte und stellt sie aufrecht nach Art eines Diadems ins Haar. Diese geflochtene Verzierung kann sich auch am Kleid als Gürtel, Ärmelabschluß oder Raffung wiederholen.

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro).









Bild links:

Zum 165. Geburtstag Beethovens.

Ludwig van Beethoven wurde im Dezember 1770 in Bonn geboren.

Bild Mitte obere Reihe

Weihnachtsvorfreude für 400 Waisenkinder.

Staatskommissar Dr. Lippert im Kreise von 400 Waisenkindern, die zu einer Kaffeetafel und zur Besichtigung der Ausstellung der deutschen Weihnachtsschau am Funkturm geladen wurden.

Bild links:

Originelle Sammlung für das Winterhilfswerk.

In den Münchener Straßen sah man diesen Elefanten, der mit einer Riesenbüchse zum Opfern aufforderte und überall eine große Schar von Gebefreudigen anlockte.

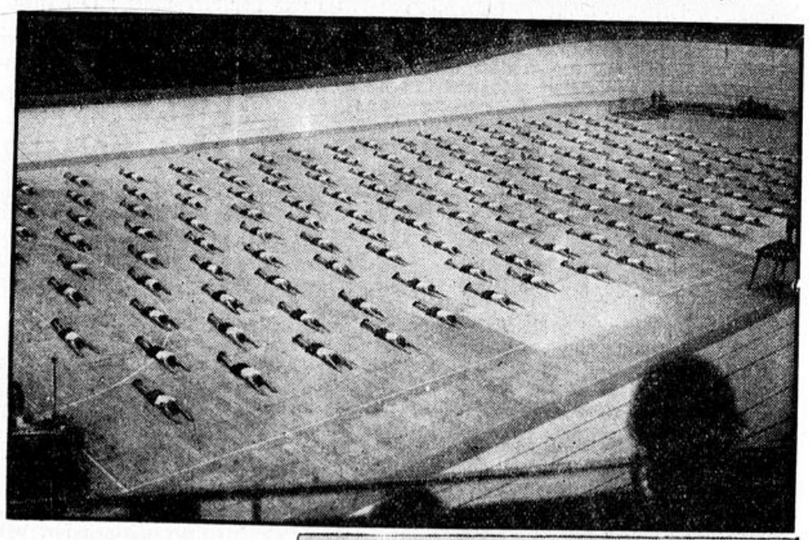
Bild rechts:

Das Sportpressefest in der Deutschlandhalle.

Gymnastikvorführungen der Schutzpolizei, ein Ausschnitt aus dem überreichen Programm, das nahezu sämtliche in Deutschland gepflegten Sportarten enthielt.

Schmeling auf Horchposten.

Der deutsche Exweltmeister in Neuyork, wo er dem von dem Neger Louis gewonnenen Boxkampf gegen den Spanier Paolino als Zuschauer beiwohnte. Schmeling hat den Sieger dieses Kampfes im Juni als Gegner in einer letzten Weltmeisterschaftsausscheidung.



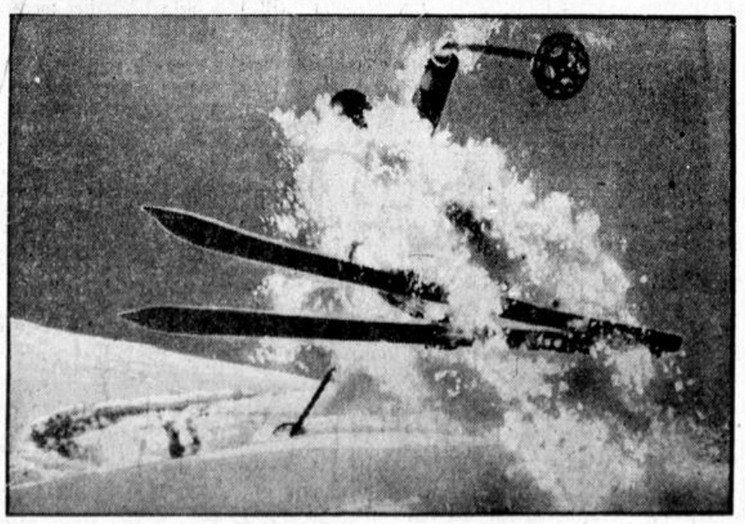


Bild rechts:

Solchen Pulverschnee wünscht sich der Skifreund zu Weihnachten.

Bild unten:

60 Millionen Lei an Schaden bei einem Zugzusammenstoß.

In der Nähe von Bukarest stießen zwei Petroleumszüge zusammen und fingen Feuer. Der Schaden beläuft sich auf 60 Millionen Lei. Unser Bild zeigt die Trümmerstätte kurz nach dem Unglück.

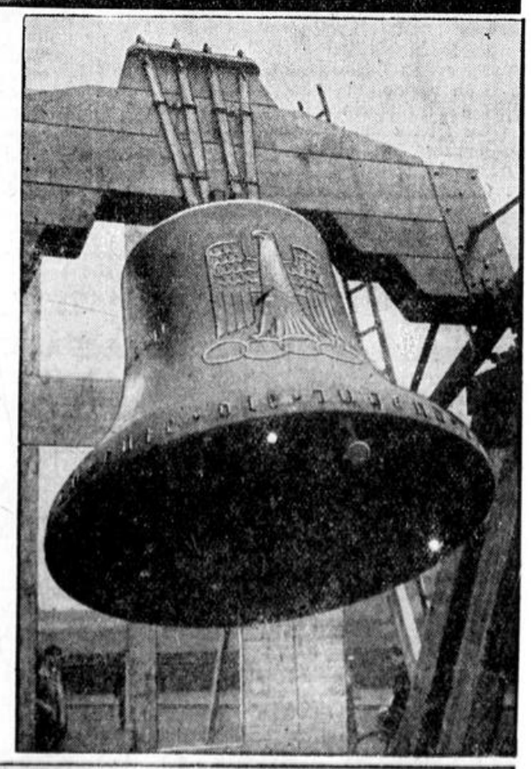


Bild rechts:

Ein Meisterwerk deutscher Wertarbeit

Die fertige Olympiaglocke wurde in feierlichem Zuge von ihrer Geburtsstätte, der Stahlgießerei des Bochumer Vereins, zum Rathausplatz in Bochum geleitet. Hier ist sie bis zum 26. Dezember zur Besichtigung freigegeben und tritt anschließend ihre Fahrt zur Reichshauptstadt an.

Bild unten:

Generalprobe der Schnellbarkassen.

Die mit einer Geschwindigkeit von 22 Knoten fahrenden Schnell-Barkassen, die bei Southampton ausprobiert wurden, sind als Tender für die Zerstörer der englischen Kriegsmarine bestimmt.





es Nachrichtenbüro).



on dem Neger Louis
lino als Zuschauer
mpfes im Juni als
sscheidung.



Spielplatz der Jugend

Das Rätsel von Vineta

Die Stadt Jumne in alten Berichten — Die Araber über Vineta

Immer wieder hat sich der Volksglaube in den Zauber der Vinetasage versenkt, in das geheimnisvolle Bild der in Meereswogen begrabenen Märchenstadt mit ihren Türmen und Zinnen und dem dumpf heraufTönenden Klang der Glocken.



Zeichnung: Krusch

Während die Vinetasage tief im Herzen des deutschen Volkes wurzelt, ist merkwürdigerweise das Bewußtsein dafür verschwunden, daß die graue Feste auf dem Meeresgrund sich einst in vielfarbiger, denkwürdiger geschichtlicher Wirklichkeit erhob, die wohl noch interessanter als die Sage ist, über die man aber lange im unklaren war. Vineta steht nicht allein mit seinem tragischen Schicksal. Es hat Geschwister in der Nordsee, wo furchtbare Sturmfluten ebenfalls blühende Städte verschlangen. Das friesische Havoren, das altschleswigsche Heddeby, Büsum und Rungholt sind Namen, die durch Liliencron und Klaus Groth weiten Kreisen bekannt wurden.

Unter all diesen versunkenen Städten ist Vineta die Königin, und sie war auch unter diesen dem Untergang geweihten Orten unzweifelhaft das größte und blühendste Handelszentrum. Vineta (urbs venetorum), später von Deutschen und Skandinaviern auch Julin, Jomsburg und Hymnisburg genannt, ist das aus mittelalterlichen Chroniken gut bekannte Jumne, an der Mündung der Oder in die Ostsee gelegen. Ausführliche Kunde dieses berühmten Zentralsitzes des Handels an der baltischen Küste gibt im elften Jahrhundert der Historiker Adam von Bremen: „Über die Leutizen hinaus, die mit anderem Namen Wilzen genannt werden, tritt uns der Oddarafluß entgegen, der reichste Strom des Slavenlandes. An der Mündung desselben, da, wo er die szythischen Gewässer bespült, bietet die sehr angesehene Stadt Jumne den Barbaren und Griechen, die ringsum wohnen, einen vielbesuchten Standort dar. Weil nun zum Preise dieser Stadt große und fast unglaubliche Dinge vorgebracht werden, so halte ich es für anziehend, hier einiges, das Erwähnung verdient, einzuschalten. Es ist wirklich die größte von allen Städten, die Europa einschließt. Übrigens wird, was Sitte und Gastfreiheit anbelangt, kein Volk zu finden sein, das sich ehrenwerter und dienstfertiger bewiese. Jene Stadt, welche reich ist durch die Waren aller Nationen des Nordens, besitzt alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten."

Dies Jumne, das noch mehrfach bei Adam von Bremen auftaucht, lag nach seinen Angaben unzweifelhaft unmittelbar an der Ostseeküste, und die frühere Ansicht der Gelehrten, die das alte Vineta, dem späteren Julin, dem heutigen Wollin, an der stets schlecht schiffbaren Diewenow gleichstellen wollte, ist durch neueste Forschungen als falsch bezeichnet worden. An die Odermündung verlegt Helmold ein Jahrhundert später die bereits verschwundene Stadt: „An der Mündung der Oder, wo sie das Baltische Meer berührt, lag einst die sehr berühmte Stadt Jumneta . . . Diese reichbegüterte Stadt soll ein Dänenkönig, mit sehr großer Flotte heransegelnd, von Grund aus zerstört haben, noch sind von jener alten Stadt Überreste vorhanden."

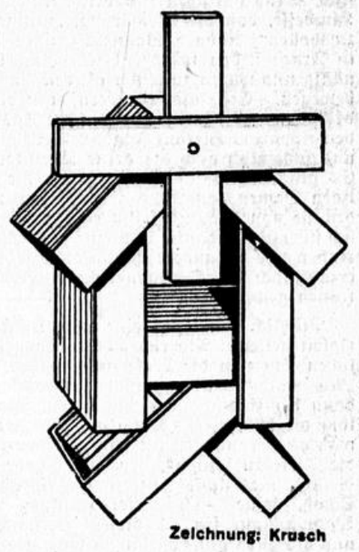
Diese Zerstörung Jumnes muß im Anfang des zwölften Jahrhunderts durch einen Dänenkönig erfolgt sein, der, nachdem die Dänen die Stadt schon früher erfolgreich angegriffen hatten, die letzte Selbständigkeit der Landschaft Jum und ihrer Hauptstadt Jumne zerbrach. Die Stadt wurde bei diesem letzten Überfall völlig vernichtet, die Trümmer wurden wahrscheinlich dann einmal von einer Sturmflut verschlungen, und dieses letzte Glied in der Geschichte der Kämpfe der Dänen mit der Wendensiedlung gab dann der alten Vinetasage ihre eigentliche Nahrung. Saxo Grammaticus berichtet Ende des zwölften Jahrhunderts ausdrücklich: „Nachdem der befestigte Ort, den man an der Mündung der Swine begründet hatte, in einer winterlichen Sturmflut zugrunde gegangen war, gründete man in der selben Gegend zwei andere Plätze."

Diese zwei Städte führten die Historiker von Crantz bis Giesebrecht irre, und erst Forschungen neueren Datums stellten die endgültige Lage Vinetas fest. Mit ziemlicher Sicherheit lag die Stadt an der Stelle des heutigen Loddin bei Koserow. Alle bekannten Tatsachen treffen hier zusammen: die Erhebung der Feste auf einem hohen, meerbeherrschenden Punkt an der alten Odermündung, die Nähe der Insel Rügen und die alten Volkssagen, die an diesen Ort geknüpft sind. Auch Funde altarabischer Münzen aus dem achten, neunten und zehnten Jahrhundert, aus dem Zeitalter der Abbassiden in Bagdad und der Samaniden in Samarkand sprechen dafür. Die alte Ostseestadt Jumne war eine bedeutende Station auf der großen Handelsstraße, die die Araber zum Lande des Bernsteins führte. Wie eng diese Beziehungen zwischen Ostsee und Orient waren, geht aus dem großen geographischen Werk des Arabers El-Edrisi hervor.

So erfährt das Vinetarätsel seine geschichtliche Lösung, und die Sage leuchtet nur noch im geisterhaften Schein einer romantischen Ferne.

Eine Windmühle aus Streichholzschachteln

Aus Streichholzschachteln kann man mit einigem Geschick allerlei hübsches Spielzeug machen, das unseren jüngeren Geschwistern sicherlich viel Freude machen wird. So z. B. kann man eine kleine Windmühle aus fünf Kästchen, zwei Rahmen, zwei halben Rahmen und einem Boden leicht anfertigen. Man fügt zwei Rahmen, die man mit glanzlosem grauem oder Holzpapier überzieht, zum Fußgestell der Mühle kreuzweise zusammen, in Art eines Sägebockes, setzt darauf ein Kästchen mit der offenen Seite nach unten als Boden der Mühle, fügt rechts und links die senkrechten Seitenwände an,



Zeichnung: Krusch

setzt auf diese das Dach genau nach obenstehender Figur, das freilich schief wird, welcher Mangel aber durch die in Kreuzform gestellten Windmühlenflügel verdeckt werden kann, die aus zwei Rahmenseitenteilen zusammengesetzt sind und mit einer Stecknadel angefügt werden. Hat man die Figur zusammengestellt, so befestigt man die einzelnen Teile durch einen Pinselstrich Fischleim oder Gummi miteinander, und das Gebäude steht nun fest und sicher. Aus dem Boden eines Kästchens kann man auch eine kleine Treppe schneiden, die auf der entgegengesetzten Seite der Mühle an dem Boden derselben angefügt wird.

Katzenköpfe gestattet . . .

Allen Knaben zur Warnung.

Im allgemeinen haben Fremde kein Recht, Kinder zu züchtigen, wenn sie auch durch unerlaubte Handlungen, die man im allgemeinen mit Streichen zu bezeichnen pflegt, einen Sachschaden herbeiführen.

In P. fand ein Prozeß statt, der deshalb von großem Interesse für die Allgemeinheit ist, weil an diesem Präzedenzfall bewiesen wird, daß unter gewissen Umständen eine kräftige Tracht Prügel oder eine Reihe wohlgezielter Katzenköpfe nicht nur angebracht, sondern auch straffrei und gewissermaßen gestattet sind. Es geht alle die an, deren Kinder die Landstraßen als Spielplatz bevorzugen und auch zeitweise nicht abgeneigt sind, einem vorbeirasenden Auto ein paar wohlgezielte Schneebälle oder ähnliche Wurfgeschosse aufzubrennen.

Der Direktor einer großen Zuckerwarenfabrik wurde wegen gefährlicher Körperverletzung angeklagt, die er an einem zwölfjährigen Quintaner begangen haben sollte. Der Angeklagte, der ein langjähriger Herrenfahrer ist, kam gerade durch die Straßen des schönen Städtchens K., als plötzlich ein gewaltiger Eisklumpen an die spiegelblanke Scheibe seines Wagens klirrte. Das Glas ging in Trümmer. Der Direktor stoppte und stieg aus, um den Unheilstifter zu suchen . . .

Auf die Frage, wer den Eisklumpen geworfen hätte, schälte sich auch bald ein Junge aus einer Gruppe von eifrig diskutierenden Schülern heraus, der die Tat mit einer Entschuldigung zugestand. Er erklärte dem erbosten Betroffenen, daß er eigentlich nur nach seinem Schulfreund gezielt habe, der seinen Hund immer in den Schwanz kneife, aber . . . Der Angeklagte, der schon zu oft erleben mußte, daß Schneebälle und Lehmklumpen nach seinem Haupte geworfen wurden, versetzte dem Absender des Eisballens als Quittung eine kräftige Ohrfeige, der mehrere derselben Sorte folgten. Danach legte er den strampelnden Quintaner über das Knie und setzte seine Tätigkeit mit der flachen Hand auf dessen gestrafftem Hosenboden fort. Nachher bestieg er wieder sein Auto und fuhr davon . . .

In K. verabfolgte die Polizei dem Quintaner noch eine schriftliche Verwarnung. Doch war der Junge bereits zum Arzt gegangen und hatte ein Attest beigebracht, wonach durch die Katzenköpfe eine chronische Nervosität herbeigeführt worden sei.

Der Amtsanwalt beantragte eine Strafe von 50 Mark wegen einfacher Körperverletzung. Das Gericht erkannte jedoch auf Freisprechung. Die Begründung hieß:

„Der Angeklagte durfte sich als Stellvertreter des Vaters betrachten und das Züchtigungsrecht ausüben, und zwar in den zulässigen Grenzen, wie es hier geschehen. Katzenköpfe und Schläge auf die Verlängerung des Rückens stellen keine Überschreitung des Züchtigungsrechts dar; es sei das Recht jedes Autoführers, sich gegen derartige gefährliche Gewohnheiten der Jugend zu schützen."

Dies allen Knaben zur Warnung, die sich bemüßigt fühlen, vom erhabenen Standpunkt der Kilometersteine und Chausseebäume ihrer autofeindlichen Gesinnung durch wohlgezielte Schüsse mit Lehmklumpen und Pflastersteinen Ausdruck zu geben . . .

BLICK IN DIE WELT

Boxen wieder Geschäft.

Nachdem die in Amerika einsetzende Krise die Yankees einige Jahre so kopflos machte, daß sie sogar den Sport weniger wichtig nahmen, hat sich das nun wieder geändert. Die Bilanzen des Louis-Baerschen-Vorkampfes zeigten nicht wie in den Jahren vorher bedenkliche Defizite, sondern Einnahmen, die an gute Zeiten vor 1930 erinnern. Von Besuchern, Verfilmung usw. wurden rund zweiundeinehalbe Million Mark eingenommen, so daß jedem der beiden Boxer eine halbe Million ausgezahlt werden konnte und die Unternehmer Vorkämpfe wieder zum guten Geschäft rechnen.

Die Krokodile von Tananarivo.

Auf Tananarivo, der Hauptstadt von Madagaskar, haben immer noch die heiligen Krokodile eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Eines Verbrechens Verdächtige wurden von den Eingeborenen in diesen Teich geworfen, und man erwartete nun ein Gottesurteil. Wenn es dem Angeklagten gelang, sich durch Schwimmen auf die andere Uferseite zu retten, galt er als gerechtfertigt. Gelang ihm dies nicht — nun, dann übernahmen die Krokodile sofort die Bestrafung. Wenn auch die Regierung diesen grausamen Brauch immer wieder verbot, so nutzte das doch nicht viel. Also griff man zu schärferen Maßregeln — man legte den Teich trocken und tötete die Krokodile.

Zauberer müssen studieren.

Nachdem die britische Regierung in Afrika vergeblich versuchte, den schädlichen Aberglauben der Eingeborenen zu beseitigen, versucht man nun in Uganda auf andere Weise zum Ziele zu gelangen. Man will nichts gegen den Aberglauben unternehmen, man nimmt sich vielmehr die allmächtigen Medizinmänner und Zauberer der Stämme vor und erlaubt ihnen nur dann, ihr Amt weiter auszuüben, wenn sie wenigstens auf den afrikanischen Universitäten sich die Grundlagen der europäischen Medizin zu eigen gemacht haben. Durch die Aufklärung dieser einflußreichen Männer hofft man mit zahllosen schädlichen Gebräuchen der Neger aufräumen zu können.

Ami im Kino.

Die Pariser Damen haben endlich ihren Willen durchgesetzt — sie dürfen ihre geliebten Schoßhündchen mit in ihr Kino nehmen! Jahrelang wogte der Kampf um den Hund im Kino. Was die Hunde selbst dazu meinten, ging nicht recht aus ihrem Benehmen hervor, sie fügten sich in das, was über sie verhängt wurde, blieben in der Garderobe oder zu Hause. Nun aber dürfen sie mit hinein und erhalten — wenn sie nicht auf dem Schoß ihrer Herrin Platz haben, ihren eigenen Sitzplatz auf einem Sessel. Und sogar die Tierärzte und Zoologen kümmern sich nun um ihre Meinung und sprechen sich dahin aus, daß der gut erzogene und kluge Hund auch Interesse an der Handlung auf der Leinwand nimmt, womit sein Sieg über die einsichtslosen Kinobesitzer auch innerlich begründet würde.

Auch eine Buchwerbung!

Ein amerikanischer Verleger hat einen merkwürdigen Einfall gehabt, um ein neues Buch zu einer hohen Auflageziffer zu bringen. Er gab bekannt, daß sein neuester Kriminalroman nur einen einzigen Druckfehler enthalte, für dessen Nachweisung er einen Preis von 30 000 Dollar aussetze. Im Nu war das Buch vergriffen, und binnen weniger Monate hatte es die Auflageziffer 160 000 erreicht, worauf sich allerdings der Verfasser nichts einbilden dürfte, denn jeder suchte nur nach dem Druckfehler. Aber nur neun Personen fanden ihn, unter die dann der Preis geteilt wurde. Es handelte sich um ein falsch gesetztes Komma.

Er sammelt das „Verboten!"

Ein Londoner Börsenmakler und angesehener Kaufmann besitzt eine Sammlung, auf die er sehr stolz ist, da er beinah jedes Stück davon heimlich entwendet hat. Die Sammlung besteht aus ungefähr 11 000 Verbotstafeln in allen Sprachen und aus allen Ländern, die der Kaufmann bei seinen Reisen aus Hotels, Bahnhöfen, Amtszimmern, Verkehrsmitteln usw. entwendete. Obwohl diese gesetzwidrige Tun der Polizei bekannt ist und sich viele Tafeln mit englischen Inschriften unter ihnen befinden, konnte sich die Polizei noch nicht entschließen, gegen den unrechtmäßigen Besitzer einzuschreiten.

Traurige japanische Ehen

Japan, das noch vor zehn Jahren die Ehescheidung nur in Ausnahmefällen kannte, zählt heute eine erschreckend hohe Statistik der Scheidungen. Zehn Prozent aller Ehen enden in Tokio nach der neuesten Feststellung mit Scheidung. Zwar gibt es viel Eheschließungen, aber das früher sehr starke Verantwortungs- und Familiengefühl scheint im Schwinden begriffen. Traurigerweise ist meistens nur ein wirtschaftlicher Grund ausschlaggebend. Die Trennung der Ehe wird am häufigsten von Geschäftsinhabern, seltener von Angestellten oder Arbeitern beantragt.

„Rheingold" mit Schwierigkeiten

Die ausführenden Künstlerinnen, in deren Händen die Rollen der Rheintöchter liegen, zeigten am Tage der Erstaufführung eine bewundernswerte Sicherheit und großen Mut angesichts des feuchten Elements. Bei den vorangegangenen Bühnenproben hat die Sache verteufelt anders ausgesehen. Da soll es den jungen Damen sehr an Mut gefehlt haben, und die Benutzung der erforderlichen Schwimmapparate setzte eine ziemlich große „Zivilcourage" voraus. Keine der drei Töchter des Vater Rhein hatte das unbedingt notwendige Vertrauen zu den geheimnisvollen und gefährlichen Maschinen, mit denen sie auf der Bühne mit fabelhafter Geschwindigkeit, wie der Meister es haben wollte, „bald oben, bald unten" wogen sollten. Eines Tages ereignete es sich sogar, daß Lilli Lehmann, Marie Lehmann und Minna Lammert einfach streikten und einstimmig erklärten, nicht den Mut zu haben, sich dem gefährlichen Element anzuvertrauen. Die Lage wurde geradezu kritisch. Trotz gütlichen Zuredens, trotz vieler Hinweise, daß die Weigerung, „mitmachen zu wollen", Richard Wagners großes Werk in Frage stellen würde, blieben sie hartnäckig und waren zu keiner aktiven Rolle zu bewegen. Erst als ein ernster Konflikt drohte, wagte Marie Lehmann die Fahrt in den Apparat. Hierauf folgte Lilli Lehmann und schließlich auch die dritte Rheintochter. Es glückte alles tadellos, und als die mutigen Damen den Apparat verließen, wurden sie von Wagner selbst empfangen, der sich stürmisch bedankte und eine der Künstlerinnen wie die andere tüchtig abküßte. Man erzählt sich sogar, Wagner habe Freudentränen geweint.

Plötzlich machte sich eine andere Schwierigkeit geltend: Alberich wollte den gefährlichen Sturz in die Tiefe nicht wagen, und „Rheingold" war abermals bedroht. Als dann der Erbauer der Maschinen, Brandt, ihm die feste Versicherung gab, es „sei ein wahres Vergnügen, mit seinem Apparat in die Tiefe zu fahren", denn man habe das Gefühl, man lande direkt in Abrahams Schoß, faßte auch dieser Künstler Mut. Wagner hatte für all dieses Verständnis, und als alles gut abgelaufen war, geizte er nicht mit Lob und Anerkennung in Wort und Tat. Die Rheintöchter erfreute er mit großen Blumensträußen und köstlichem Konfekt. Der Sänger des Alberich erhielt eine Flasche Sekt edelster Sorte. M. S.

Praktisch.

„Wenn du weißt, wer dein Auto gestohlen hat, warum holst du es dir dann nicht zurück?"

„Die Bereifung war schon ziemlich schlecht. Da worte ich lieber, bis er neue Reifen gekauft hat."

*

Gutes Lokal.

Im „Grauen Schwan" sitzt ein grimmiger Gast. Und schließlich verlangt er das Adreßbuch.

„Bedauere", sagt der Herr Ober, „ist gerade nicht frei. Aber wenn der Herr vielleicht das Beschwerdebuch wollen, da steht auch die ganze Stadt drin!"

Herrliche Weihnachtszeit



Wunder der Dressur: Der Zirkusreiter bereitet eine ganz besondere Weihnachtsüberraschung für sein Söhnchen vor.



Die kurzsichtige Käuferin: „Fräulein, was kostet diese fabelhafte Maske?"

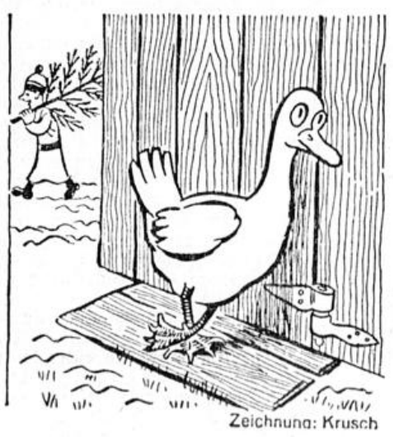


„So, Ferdinand — dies ist das letzte Paket!"

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau — ich heiße Karl —; der Herr da drüben sieht allerdings ähnlich aus."



Der Traum des Verliebten: Lottchen Müller ist doch der süßeste Weihnachtsengel.



Zeichnung: Krusch

Ahnungen: „Wer weiß, was die Feiertage bringen werden!"

Die gute alte Zeit.

Im Museum. Fräulein zum Führer: „Fürchterlich, diese Folterinstrumente! Das ist sicher schon lange her, daß man diese angewendet hat."

Führer: „Gewiß, sie stammen aus der guten alten Zeit."

„Na, Fritz, wie geht's daheim?"

„Danke; wir haben gestern Familienzuwachs bekommen."

„Das ist doch unmöglich. Du hast doch keine Mutti mehr."

„Ja, aber Vater hat gestern wieder geheiratet."

Der Lausbub

Der Herr Pfarrer steht im Garten und nagelt eine Latte am Zaun fest. Draußen vor dem Garten steht Peter, ein zehnjähriger Junge, und guckt zu.

„Nun, mein Sohn", fragt ihn der Pfarrer, „du willst wohl lernen, wie man Nägel einschlägt?"

„Nein", erwidert der Bengel, „das weiß ich schon lange, wie man das macht. Aber ich möchte gern mal hören, was ein Pfarrer sagt, wenn er sich mit dem Hammer auf den Finger haut . . ."

*

Das Alibi.

„Ja, Herr Müller, warum stehen Sie denn vor Ihrer Haustür?"

„Hören Sie denn nicht meine Frau singen? Wenn ich oben wäre, meinen die Leute, ich haue sie durch!"

*

Bösartig.

Freundin, aus dem Urlaub zurück: „Ich sage dir, Gertrud, ich habe bei den Herren Aufsehen erregt. Alles lag mir zu Füßen."

Zweite Freundin: „Zu Füßen? Warst du denn im Gebirge? Ich dachte, du wolltest an die See fahren!"

*

Aneinander vorbei.

„Ich sah, wie sie meine Tochter küßten, ich liebe das nicht."

„Sie haben ja keine Ahnung, wie schön das ist."

*

Das Erbe.

„Wem ähnelt eigentlich dein kleiner Junge?"

„Die Augen hat er von meiner Frau, die Nase hat er von mir und die Stimme — ich glaube, die hat er von unserer Autohupe."

*

Menschenkenner.

Richter zur Zeugin: „Sind Sie verheiratet?"

Zeugin seufzt.

Richter zum Protokollführer: „Schreiben Sie: ledig."

Richter zum Zeugen: „Sind Sie verheiratet, Herr Müller?"

Zeuge: seufzt.

Richter zum Protokollführer: „Schreiben Sie: verheiratet!"

*

Aufgegangene Rechnung!

„Das tut mir leid, alter Freund, daß meine Gans in deinem Garten gehaust hat."

„Das ist erledigt. Mein Hund hat eben deine Gans aufgefressen."

„Das trifft sich fein, dann sind wir quitt. Ich habe eben deinen Hund überfahren."

*

Vor Zeugen.

„Warum machtest du solchen Lärm, als Fritz dich im Wintergarten küßte? Riefst du um Hilfe?"

„Nein, um Zeugen!"

*

Guter Vergleich.

„Den Müller kenne ich wie meine eigene Tasche!"

„Ja — er ist ein ganz gehaltloser Mensch!"

Schachaufgabe



Matt in 2 Zügen.

Kontrollstellung: 11 Figuren.

Weiß: 6 Figuren: König g3, Springer b5, d5, Läufer b3, f6, Turm h8.

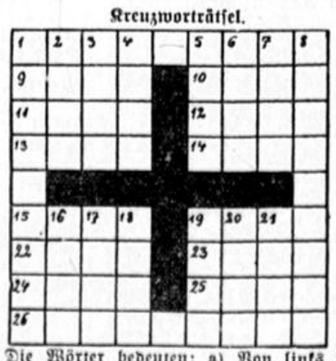
Schwarz: 5 Figuren: König e4, Bauer b4, c6, e3, e6.

Wortbaurätsel.



In vorstehendem Quadrat sind in jeder Reihe zwei Silben so hinzuzufügen, daß drei Wörter entstehen, die man von links nach rechts und zugleich von oben nach unten liest, mit folgenden Bedeutungen: 1. Vorbild, 2. Redekampf, 3. Stadt in Westfalen.

Kreuzworträtsel.

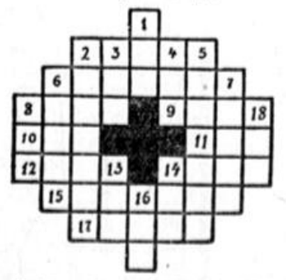


Die Wörter bedeuten: a) Von links nach rechts: 1. Schüler, 9 Baum 10. griechische Insel, 11. Nährmutter, 12. Meerenge, 13. Stadt in Ostfriesland, 14. Voranschlag, 15. Bruchstück, 19. Menschenrasse, 22. sagenhaftes Schiff, 23. Stadt in Rumänien, 24. Nebenfluß der Fulda, 25. weiblicher Name, 26. Nachricht. — b) Von oben nach unten: 1. Warengüte, 2. wie 9. waagerecht, 3. Insekt, 4. Strudel, 5. Treffer im Lottospiel, 6. Verbindungsstift, 7. weiblicher Name, 8. Stadt in Holland, 16. Planet, 17. Insektenfresser, 18. Wagen, 19. Vertiefung, 20. Nebenfluß der Saale, 21. Stadt in Westfalen.

Steigerungsrätsel.

1. Zur Jagd auf Hasen, Hühner braucht jeder Weidmann mich,
   Gesteigert bin 'ne Sängerin und Freundin Goethes ich.
2. Ich diene, um zu ehren den Mann, der Großes schuf,
   Gesteigert bin ich Handwerksmann, doch Künstler auch von Ruf.
3. Im Kriege find'st du mich, bald bin ich groß, bald klein,
   Gesteigert dann ein Handwerksmann, wie mag mein Name sein?

Kreuzworträtsel.



Von links nach rechts: 2. phönizische Stadt, 6. militärischer Dienstgrad, 8. Stadt am Rhein, 9. dickflüssige Speise, 10. englisches Bier, 11. Heilverfahren, 12. Fluß in Pommern, 14. diplomatisches Schriftstück, 15. Seesoldat, 17. andere Bezeichnung für Menschen. — Von oben nach unten: 1. Gedichtform, 2. Fluß in Afrika, 3. Nebenfluß der Donau, 4. Bad in Hessen-Kassel, 5. Schlafzustand, 6. Titel eines bekannten Romans von Meyrink, 7. wie 17. von links nach rechts, 8. Schankstätte, 13. mythologische Figur, 14. bedrängte Lage, 16. alkoholisches Getränk, 18. Volksstamm.

Auflösungen aus voriger Nummer.

1. Dame c4—f7 schach, König d7—e8
2. Dame f7—e8 schach, König e8—b7
3. Dame e8—d7 schach, König b7—b8
4. König c5—b6 und Weiß gewinnt.

3. . . . König b7—a6. 4. Dame b7—b5 schach. König a6—a7. 5. Dame b5—b6 matt.

Silbenrätsel:

1. Noah, 2. Oktett, 3. Tasse, 4. Bastei, 5. Rebus, 6. Imme, 7. Chinin — „Not bricht Eisen!"

Silbenkreuzworträtsel:

Von links nach rechts: 1. Morse, 3. Nega, 5. Katania, 7. Parallele, 9 Rodel, 10. Demeter, 11. Oder, 12. Lamelle, 14. Regine, 16. Manege, 18. Malaga, 20. Bagno, 21. Zechine, 22. Soli, 24. Liliputer, 26 Geometer, 28. Ate, 29. Kater. — Von oben nach unten: 1. Mortadella, 2. Seni, 3. Real, 4. Galeone, 5. Karo, 6. Adele, 7. Parterre, 8. Leder, 13. Melbourne, 15. Gisela, 16. Magnolia, 17 Gezeter, 18. Manege, 19. Gasometer, 20. Bali, 23. Liter, 25. Pute, 27. Oka.

Scherzrätsel:

1. Das Kamel, 2. die Betrübnisse und Geständnisse, 3. Solothurn; hier wohnen nur Solothurner.

Der Flußübergang:

Die beiden Jungen fahren zuerst hinüber. Hans bringt dann das Boot zurück. Dann fährt Mutter Lehmann hinüber, Gerhard bringt das Boot zurück. Dann fahren die Jungen wieder hinüber, Hans bringt das Boot zurück. Darauf fährt Vater Lehmann hinüber, Gerhard bringt das Boot wieder zurück; darauf setzen dann die beiden Jungen endgültig über den Fluß.

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Waagerecht: Gans, Roß, Tau, Ast, Korb, Elbe. — Senkrecht: Auto, Stab, Rute, Sieb. — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Ein Schwindler.

Der Mann will mit der Flinte einen Elefanten totgeschossen haben. Mit der Flinte kann man nur mit Schrot schießen, das nur auf kurze Entfernung wirksam ist, und dann auch nur gegen Kleinzeug. Die Schrotladung, auf einen Elefanten abgeschossen, kitzelt höchstens das Fell des Dickhäuters. Großwild wird mit der Kugel aus der Büchse geschossen; ein Jäger verwechselt niemals die Flinte mit der Büchse. Deshalb darf man annehmen, daß der Mann seine Geschichte nicht erlebt, sondern erfunden hat.